Absonderung des „Volks der lebendigen Sprache“ in deutscher Rede

Die Performanz von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*

Christian STRUB (Hildesheim/Berlin)[1]

„Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“ (R14, 499)[2]

„Wer Menschheit sagt, will betrügen.“ (Carl Schmitt)[3]

I.

Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, von ihm vorgetragen 1807/8 in Berlin, sind der früheste Schlüsseltext dessen, was man seit Lübbe[4] als ‚Deutschtumsphilosophie‘ bezeichnen kann. Er wurde schon im 19. Jahrhundert[5] von nationalistischer Seite breit rezipiert;[6] die Anhänger der völkischen Ideologie stilisierten ihren Verfasser insbesondere in der Fichte-Renaissance um 1914 zum ‚geistigen Schöpfer‘ des Begriffs vom ‚deutschen Volk‘.[7] In der NS-Ideologie fehlt Fichte als Ahnherr

---

[1] Dem Londoner Leo Baeck Institute danke ich für die großzügige Gewährung eines Forschungsstipendiums für ein Projekt ‚Moralphilosophie im Nationalsozialismus‘, in dessen Rahmen dieser Aufsatz entstanden ist.

[2] Vgl. mit der Ersetzung von „Menschheit“ durch „Europa“ schon R6, 356. Fichtes *Reden an die deutsche Nation* werden, da der entsprechende Band I,10 der Akademie-Ausgabe [i. f.: GA] noch nicht vorliegt, zitiert nach dem der ersten Ausgabe von 1808 folgenden Text von Reinhard Lauth (Hamburg: Meiner 1978); die Seitenverweise werden nach der Fichte-Sohn-Ausgabe: *Johann Gottlieb Fichte's sämmtliche Werke*, ed. I. H. Fichte, Berlin 1846 [i. f.: SW], Bd. VII, 258–499 gegeben. Zitaten, die nicht aus der 4. Rede stammen, ist ein R mit Angabe der Reden-Nummer vorangestellt.

[3] Schmitt (1932), 55.

[4] Lübbe (1963), 8.

[5] Zur zeitgenössischen *Nicht*rezeption der *Reden* zwischen 1808 und 1813 (und dem späteren Mythos ihrer Wirksamkeit) vgl. Körner (1927) und ihm folgend Engelbrecht (1933), 128–132. Zur Frage der persönlichen Gefahr, unter der Fichte unter der französischen Besatzung die Reden gehalten haben soll, vgl. kritisch schon Engelbrecht (1933), 124–128.

[6] Vgl. Engelbrecht (1933), 166–176; Pesch (1982), 89–98; Nordalm (1999), 216–219 mit weiterer Lit.

[7] Vgl. Lübbe (1963), 200–207; Pesch (1982), 99–125; Nordalm, (1999), 219–223, 226–232. Zur Fichte-Gesellschaft vgl. Edmondson (1966), 161–180; Nordalm (1999), 223–226; Tilitzki (2002), 486 f.

einer spezifisch ‚deutschen‘ Philosophie so gut wie nie[8] – v. a. als Verfasser der *Reden*.[9]

Die NS-Ideologie ist nicht partikularistisch. Auch der extreme Partikularismus postuliert ein *allgemein* – d. h. allen, die der moralisch-politischen Sphäre angehören – *gleichermaßen* einsichtiges Prinzip: maximale Toleranz gegenüber anderen Lebensformen. Die NS-Philosophen behaupten durchweg, dass ein solches Toleranzprinzip nicht begründet werden könne, die Annahme seiner Gültigkeit sogar moralisch-politisch schädlich sei. Gleichwohl haben sie keine Schwierigkeiten damit, den Begriff ‚Menschheit‘ nicht-pejorativ zu gebrauchen.

Die NS-Ideologie ist eine Ideologie der Absonderung. Das Kollektiv soll sich gegen etwas wehren, sich abschotten, sich auf das Eigene zurückziehen: *Nur so* könne das ‚deutsche Volk‘ in einer Zeit der Krise als Entität sui generis ‚überleben‘. Auf die Frage, warum das ‚deutsche Volk‘ ‚überleben‘ solle, gibt sie zwei Antworten.

Die erste Antwort setzt die Menschheit als Vielfalt natürlich verfasster Kollektiv‚gestalten‘: ‚Rassen‘ – und behauptet, ‚das Leben‘ der Menschheit sei in seiner Geschichte als ‚Kampf‘ zwischen diesen ‚Rassen‘ zu begreifen. Jede ‚Rasse‘ habe ein natürliches und deshalb nicht weiter analysierbares Interesse an Selbsterhaltung, und dieses sei einzig durch die Bekämpfung der anderen ‚Rassen‘ zu befriedigen. Dass dem so ist, mögen Angehörige der einen ‚Rasse‘ Angehörigen der anderen ‚Rasse‘ versichern können. Ob sie es tun oder nicht, ist jedoch völlig gleichgültig, denn der ‚Kampf‘ zwischen den ‚Rassen‘ findet statt – ob ihre Mitglieder es wissen oder nicht. Das ‚Grundgesetz des Lebens‘ kennt keine Ausnahme; allenfalls die Kampfmittel können variieren und deshalb von der einzelnen ‚Rasse‘ gewählt werden. Wenn das ‚deutsche Volk‘ überleben soll, so deshalb, weil alles Lebendige sich ‚naturgesetzlich‘ in seiner Existenz erhalten will. – Die zweite Antwort behauptet, die Existenz von Kollektivgestalten: ‚Völkern‘ – eigens ‚ableiten‘ und weiter zeigen zu können, dass sich ein ganz bestimmtes, nämlich das ‚deutsche‘ Volk in seiner ursprünglichen Verfasstheit, seinem ‚Deutschtum‘ erhalten muss. Denn mit dem Untergang des ‚deutschen Volkes‘ geht angeblich die Menschheit *als Menschheit* insgesamt unter.[10]

Beide Antworten unterscheiden sich im Ergebnis nicht, denn sie legitimieren gleichermaßen, alle diejenigen, die als ‚undeutsch‘ kategorisiert werden, ‚mit aller Härte‘ – d. h. mit allen denkbaren Mitteln, die auch die Ermordung nicht ausschließen – auszugrenzen. Und sie stimmen darin überein, dass diese Menschen *jetzt* ausgegrenzt werden müssen – sei es, um den drohenden ‚Tod‘ des ‚deutschen Volkes‘, sei es, um den der ‚Menschheit‘ zu verhindern. Sie befriedigen jedoch die

---

[8] Zu den Ausnahmen vgl. Pesch (1982), 332–340.

[9] Zur Fichterezeption im NS vgl. ausführlich Pesch (1982), 127–331, bes. 244–255. – Vgl. ferner die Bibliografien in Lauth (1978), 249–257, Mendlewitsch (1988), 272–274; Maesschalck (1996), 4–6, Anm. 11–14, 7 f., Anm. 26; Maesschalck (2000), 1 Anm. 2.

[10] Die Unterscheidung beider Antworten geht in etwa parallel mit Slugas Unterscheidung zwischen „revolutionären“ und „konservativen“ Philosophen des NS, die sich vor allem auf Nietzsche oder Fichte als Ahnherren berufen; vgl. Sluga (1993), 11. Eine analoge Zweiteilung nimmt schon Lehmann (1943) vor, wenn er „Auflösung und Übergang“ (2. Teil, der die „Konservativen“ behandelt) den „Aufbau“ (3. Teil, der die „Radikalen“ behandelt) folgen lässt.

PhJb 2/04 / p. 386 / 28.7.

Sehnsucht nach der Gemeinschaft, danach, dass die eigene ‚Rasse' bzw. das eigene ‚Volk' unter sich bleibt, verschieden: Die erste bedient sich neuester naturwissenschaftlicher, v. a. medizinischer Paradigmen und gibt sich damit den Anschein von Zeitgemäßheit,[11] die zweite bedient sich des ganzen Arsenals des sog. ‚Deutschen Idealismus' und adelt damit die Sehnsucht nach der Gemeinschaft als ‚Einsatz' für die Menschheit. Sie gibt sich philosophisch anspruchsvoller; einer ihrer ‚exoterischen' Züge ist so gut wie durchgängig die vornehme Absetzung gegen einen kruden ‚Naturalismus' und ‚Materialismus', der vorgeblich nur in der ersten Antwort zum Ausdruck komme.[12] Politisch hatte der Nationalsozialismus mit dieser Differenz kein Problem, die beiden Antworten wurden ideologisch nicht gleichgeschaltet: Wie er in seiner Frühphase die Empörung über ‚wilde' antisemitische Ausschreitungen ganz gezielt als Legitimation dazu benutzte, die Brutalität der ‚gesetzlich geregelten' Ausgrenzung und Vertreibung aller ‚Nichtdeutschen' zu erhöhen,[13] so wurde die zweite Antwort dazu benutzt, die Gebildeten unter den Rassisten zufriedenzustellen: die Ausgrenzung ‚des' Undeutschen sei ‚philosophisch' legitimierbar.[14]

II.

Gegen das Faktum der völkischen und NS-Rezeption und der daraus resultierenden politischen Wirksamkeit der *Reden*[15] haben die meisten deutschen Fichte-Interpreten nach 1945 Fichte zu schützen versucht, und sie tun es bis in die Gegenwart hinein.[16] Auf einer allgemeinen Ebene sei die ‚Ideologisierung' der *Reden* dadurch,

---

[11] Diese Antwort benutzt durchgehend ein organizistisches Paradigma: Jede einzelne Kollektivgestalt ‚Rasse' wird als ein lebender *Körper* gesehen, der zum einen genügend ‚Lebensraum' braucht und sich zum anderen gegen ‚Krankheiten' – mögen sie innerliche oder äußerliche Ursachen haben – wehren muss. Die Stärke und letztlich das Überleben eines solchen Körpers hängt davon ab, dass er sich genügend Raum verschaffen und sich gesund erhalten kann. Vgl. Proctor (1988), bes. 223–250.

[12] Vgl. die Darstellung bei Tilitzki (2002), 427–433, 1041–1055. Zum hier wissenschaftstheoretisch zentralen Begriff der ‚Gestalt' vgl. äußerst erhellend Klausnitzer (2000).

[13] Vgl. Herbert (1996), 203–208, 218–221.

[14] Darüber hinaus wird die erste Antwort fast nie vertreten ohne einen deutlichen Kulturrassismus, der den Ausgang des ‚Rassenkampfes' schon voraussagen zu können glaubte. Sie behauptet, dass die Kulturleistungen der eigenen Rasse so hochwertig seien, dass daraus schon das Ende des Kampfes abgelesen werden könne. Insofern treffen sich beide Antworten im Ergebnis.

[15] Willms (1986), 107 spricht vom „Hausbuch jedes späteren deutschen Nationalismus".

[16] Ausnahmen: Lübbe (1963), 198–200; Willms (1967), 148–153; Gebhardt (1968), bes. 98 f. und bes. Mendlewitsch (1988), Kap. VI.; zweideutig Hammacher (1976), 119–125; Hammacher (1996), 218–225. – Die einfachste Weise eines solchen Schutzes ist Verschweigen. Unübertroffen ist hier Reinhard Lauths Einleitung (1978) zu seiner Ausgabe des *Reden*-Textes. Bis auf höchstens eine Stelle (XXIII) findet sich kein Hinweis auf die Rezeption der *Reden* („so ermöglichte der Philosoph doch stets auch eine gelassene und gleichzeitig ‚ausgeglichene' Lesart seines Denkens" [De Pascale (1991), 71]). Ein Satz wie „Dies [i. e. „ein ungebrochen lebendiges Volk"] sind nun nach Fichte eben die Deutschen." (XXXVI) wird dann, gerade weil er sich bloß als Fichte-Referat ausgibt, schmerzhaft. Was hinter diesem Verschweigen steckt, wird deutlich, wenn man die folgende Passage liest: „Man darf, wenn man alles, was Fichte in dieser Hinsicht [i. e. Fichte als „Prophet"] geschrieben hat, in Betracht zieht, niemals vergessen, daß es sich damals um einen Akt der Notwehr gehandelt hat, in der derjenige, der sich wehrt, die Mittel ergreift, die er in der Enge

dass man sie auf die jeweils aktuelle politische Situation bezogen habe, eine Gewaltsamkeit, vor der kein Text geschützt sei,[17] greife aber ihren eigentlich philosophischen (‚systematischen‘) ‚Gehalt‘ nicht an.[18] Darüber hinaus lehnen fast alle[19] Interpreten die Auszeichnung des ‚deutschen Volks‘, wie Fichte selbst sie vornimmt, ab und behaupten, Fichte spreche von ‚den Deutschen‘ nur „exemplarisch“.[20] Sie behaupten explizit oder implizit, das schon vor 1933 als Schlüsselsatz häufig zitierte Fichtesche Dictum, der beste Kosmopolit sei der beste Patriot und umgekehrt,[21] sei nicht schlechthin falsch. Verwiesen wird auf Fichtes Rede vom „Menschengeschlecht“ und vom „weltbürgerlichen Geist“ als Kern seines Philosophierens auch in den *Reden*,[22] weshalb „einige rein polemische Passagen“ ‚der damaligen politi-

---

des Handlungsbedarfs gewinnen kann.“ (Lauth (1992), 200, vgl. Schottky (1996), 174 f.; Maesschalck (1996), 290 und (2000), 164; dazu ablehnend Oesterreich (1994), 159; Oesterreich (1997), 986)

[17] Pesch (1982) wählt als Motto zu seiner Arbeit Fichtes Dictum aus der *Staatslehre* von 1813: „Alles ist gemißbraucht worden, alles *kann* es, und wird es sicher; daran geschieht nichts Neues“ (SW IV, 450); vgl. seine Missbrauchsthese 341 f. Ebenso schon Engelbrecht (1933), 158 f. („misreading“); Verweyen (1975), 221 m. Anm. 54.; Schrader (1996), 8 („nationalistischer Missbrauch“); Oesterreich (1990), 74; (1994), 147; (1997), 975 f., der die *Reden* der „ideologischen Wirkungsgeschichte“ „entreißen“ will. – Diese Behauptung ist schon eine Schutzbehauptung. Für die NS-Kantinterpretationen etwa kann gezeigt werden, dass sie durchaus den „Kategorischen Imperativ“ dauernd zitierten – aber eben nur mit ‚Modifikationen‘ ums Ganze zitieren konnten. Vgl. etwa der in *Wille und Macht. Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend* 5, H.7 (April 1937) veröffentlichte „Streit um den kategorischen Imperativ“, 2–8, oder Simoneit (1936), 76.

[18] Deutlich etwa Oesterreich (1997a), 107: „Im Ganzen verbleiben aber auch die *Reden* im menschheitlichen und metaphysischen Kontext der übrigen öffentlichen Lehre, was sie eigentlich vor jedem nationalistischen Mißverständnis schützen sollte.“

[19] Lauth (1992), 219–222 und Heinrichs (1990), v. a. 53, 55, 61, 67 f. („geistesgeschichtlich bis heute nicht unberechtigtes *Sendungsbewußtsein der deutschen Philosophie*“) benutzen die *Reden* positiv zur eigenen Bestimmung des „deutschen Wesens“. Vgl. auch Schottky (1992), 232. – Dass solche neuen nationalen Selbstbestimmungsversuche nach der Wende vorgenommen werden, ist sicher kein Zufall, vgl. De Pascale (1991), 68; Schrader (1996), 7–9 (kritisch gegen Lübbe); im Zusammenhang mit dem Europa-Konzept Oesterreich (1996), 198 f.

[20] Lauth (1992), 218 f.; Oesterreich (1992), 48; (1994), 155; (1996), 187; (1997), 990: die deutsche Nation sei nur „das aktuelle Beispiel für eine viel weiterreichende und grundsätzliche Gefährdung auch aller anderen Kulturnationen“. Der Sache nach auch Verweyen (1975), 210–217, s. u. Anm. 72. Vgl. auch De Pascales (1991), 71 Rede von „Diskontinuität“, vgl. 85.

[21] „Kosmopolitismus ist der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseyns des Menschengeschlechts im Menschengeschlechte erreicht werde. Patriotismus ist der Wille, daß dieser Zweck erreicht werde zu allererst in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht.“ „Und so wird denn jedweder Kosmopolit ganz nothwendig, vermittelst seiner Beschränkung durch die Nation, Patriot; und jeder, der in seiner Nation der kräftigste und regsamste Patriot ist, ist eben darum der regsamste Weltbürger, indem der lezte Zwek aller Nationalbildung doch immer der ist, daß diese Bildung sich verbreite über das Geschlecht.“ (Joh. Gottlieb Fichte, *Der Patriotismus und sein Gegentheil. Patriotische Dialoge* (1806/7) [i. f.: PG], GA II/9, 399, 400. Vgl ausführlich schon *Philosophie der Maurerei. Briefe an Konstant* (1802), GA I/8, 449 f., bes. 450: „*In seinem* [i. e. „des vollkommen gebildeten Mannes“] *Gemüthe ist Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn innigst vereinigt*, und zwar stehen beide in einem bestimmten Verhältniß. *Vaterlandsliebe ist seine That, Weltbürgersinn ist sein Gedanke; die erstere die Erscheinung, der zweite der innere Geist dieser Erscheinung*, das Unsichtbare in dem Sichtbaren.“

[22] Vgl R6, 354; R7, 366; R8, 385; PG 400.

PhJb 2/04 / p. 388 / 28.7.

schen Situation' geschuldet[23] und darüber hinaus nicht spezifisch deutsch seien,[24] und auf seine Bemerkung, dass es zur Bestimmung des ‚Deutschseins' gar nicht darauf ankomme, wo jemand geboren sei oder welche Sprache er spreche (R7, 375).[25] Der Text der *Reden* wird dann in einer aufschlussreichen Weise selektiv gelesen – selektiv insofern, als nach seiner ‚systematischen' Anbindung an das Fichtesche System der „Wissenschaftslehre" und seine zeitlich vorangegangenen und nachfolgenden politischen Schriften gesucht wird. Ist eine solche Anbindung einmal gefunden, wird behauptet, dass die Auszeichnung des Deutschtums aus ihnen nicht ableitbar – und deshalb sub specie aeternae philosophiae zu vernachlässigen sei.[26]

---

[23] Vgl. die Rede von „Notwehr" Anm. 16; Oesterreich (1990), 87 f., (1992), 54; (1994), 168 f.; (1997), 921 f., 976, 986; Radrizzani (1990), 17–19; De Pascale (1991), 70, 76–78.

[24] Hammacher (1996), 221 f.

[25] Vgl. Radrizzani (1990), 18; Oesterreich (1997), 987 f.

[26] Zum Verhältnis zur „Wissenschaftslehre" vgl. Lauth (1978), XII–XVII, und v. a. Schrader (1990), 35: „Ich ziehe aus diesen Überlegungen das Fazit, daß ein Vorrang der deutschen vor anderen Nationen vom Boden der systematischen Philosophie Fichtes, von der Wissenschaftslehre aus, nicht zu rechtfertigen ist." Vgl. ferner Hahn (1990). Den Höhepunkt dieser ‚systematischen' Verteidigung bildet zweifellos Schottky (1996), der den Stier bei den Hörnern packt und offen von „Widerspruch" (164, 173), „Absurdität" (165), „logischer Unstimmigkeit" (169), „logischer Spannung" (169), „Kurzschluß" (171), „Unlogik" (172) in Fichtes Nationenbegriff spricht – den man „hinnehmen und dann zu verstehen suchen" (169) müsse. Schottkys „Verständnis" beschränkt sich auf ein seltsames ‚principle of charity' : die Idee der deutschen „Führungsrolle in Hinblick auf den Menschheitsfortschritt" (175) – die Schottky durchaus *nicht* für prinzipiell unmöglich hält (s. u. Anm. 58) – sei einem „appellativen Überschwang" (175, vgl. „appelativer Entwurf" 171) geschuldet. „Vielleicht hat Fichte sich so radikal auf den Appell konzentriert, daß ihm deshalb das Widersprüchliche seines Begriffsgebrauchs aus dem Blick geriet." (172) Deshalb ist Fichte auch nur „verleitet durch seine innere Identifikation mit den unterdrückten Deutschen" (173, vgl. 183: „unterläuft"). Die folgenden Überlegungen plädieren dafür, dass im Fall der *Reden* zwischen ‚System'und ‚Appell' nicht getrennt werden darf. – ‚Systematisch' macht Schottky alle Stellen bei Fichte stark, aus denen das Konzept einer Pluralität von gleichwertigen Nationen hergeleitet werden kann. Dennoch: Was für Schottky aus Fichtes *Reden* positiv bleibt, ist ein allgemeines Prinzip der Bestimmung des „völkischen (vgl. 164, 175) Daseins" aller einzelnen Nationen: „Den in der Wissenschaftslehre auf den Begriff gebrachten Freiheitsglauben ergreifen sollen die Deutschen gerade auch deshalb, weil sie nur, wenn sie von ihm inspiriert sind, die überpersönlich-individuelle Bestimmung ihres völkischen Daseins verwirklichen, also die eigene geistige Natur gegen die drohende Überfremdung durchsetzen und eine ihr entsprechende unverwechselbare Höchstform kultureller Lebensgestalt ausprägen können. Insofern gehören die Individualität der deutschen Sprachgemeinschaft und der allgemeingültig wahre Freiheitsglaube sehr wohl zusammen." (172 f.) Hinsichtlich des „appellativen Überschwangs" ist Schottkys Verweis auf Metz (1990), 128 f. unzulässig – geht es diesem doch gerade nicht um ein Herunterspielen des rhetorischen Gestus der *Reden* zugunsten einer ‚systematischen' Dignität, sondern um die – m. E. völlig zutreffende – Behauptung, dass dieser Gestus für die *Reden* konstitutiv ist: nur dadurch würden sie „an ihnen selbst" zu einer „sittlich-politischen Tat des Individuums ‚Fichte'" (128). Freilich ist der Vorschlag, der dazu dienen soll, den Gestus der *Reden* für ihre Interpretation als konstitutiv zu bewahren *und* Fichtes unerträglichen Chauvinismus in ihnen – den Metz deutlich sieht (128 f.) – auszuhalten, zwar kühn, aber m. E. letztlich völlig erfolglos: Fichte habe seine *Reden* im Modus des „als ob" gehalten – mit Verweis auf eine Stelle aus der *Staatslehre* von 1813: „([...] sondern jeder [soll] an seinem Orte nachdenken und streben, *als ob* auf ihm allein und seinem Verstande und seiner Anwendung desselben das Heil der Menschheit beruhe [...].)" (SW IV, 473, Hervorh. Metz: „Dieses alles entscheidende ‚als ob' vermag die *Reden* ins rechte Licht zu rücken" [129]) Dagegen spricht neben der Tatsache, dass in den *Reden* selbst an keiner Stelle ein Hinweis, man müsse das indikativisch-imperativisch Vorgetragene gleichsam als Hypothese verstehen, und der Tatsache, dass sich die Stelle eindeutig auf Individuen und nicht auf Gruppen bezieht, systematisch zweierlei: 1. Eine „konkrete" „sitt-

PhJb 2/04 / p. 389 / 28.7.

Die philosophische Rede von einem überzeitlichen systematischen ‚Kern eines Gedankens‘, zugunsten dessen Bezugnahmen auf eine ganz bestimmte historische Situation abzutun gerade die philosophische Geste sei, hat generell etwas Unwahres. Sie zeigt nur einen Eskapismus vor der historischen Situation, in der diese Geste selbst stattfindet (dies konnte man im deutschen Kontext allerspätestens am Fall Heidegger in aller Ausführlichkeit studieren). Fichtes philosophische Überzeugung trifft sie mit einer solchen Trennung sicher nicht: Er begriff seine eigene Philosophie immer als eine, die zur Analyse konkreter politischer Situationen taugt. *Gerade wegen* der Selbstverständigung darüber, was Ewigkeit der „sittlichen Weltordnung“ und was Fortgang des „Menschengeschlechts“ sei, begriff er seine Philosophie als „lebendige“, in das Leben eingreifende, die die aktuelle politische Situation im Hinblick auf den Fortgang des Menschengeschlechts verändern konnte[27] – und zwar als einzige Philosophie. Als einzige deshalb, so die Botschaft der *Reden*, weil sie ‚deutsch‘ sei. Für diese Behauptung glaubte Fichte, in den *Reden* die Gründe liefern zu können.

Das Entscheidende der so genannten ‚Deutschtumsphilosophie‘ wird ums Ganze verfehlt, wenn man in ihr nur einen kruden Versuch sieht, ein partikulares Kollektiv – ‚die Deutschen‘ bzw. ‚den Deutschen‘, ‚das Deutschtum‘ – ‚systematisch‘ auszuzeichnen (ein Versuch, der natürlich leicht zu ‚widerlegen‘ ist). Ihre affektive Faszination und damit auch politische Wirksamkeit gewinnt sie nicht durch die (als solche überprüfbare) Behauptung, ‚das deutsche Volk‘ sei vor anderen Völkern ausgezeichnet, sondern durch *Verfahrensweisen*, mit denen ‚dem deutschen Volk‘ nahegebracht wird, dass ‚jetzt endlich‘ – ‚jetzt endlich‘ : in der entscheidenden Krise im Leben ‚des deutschen Volkes‘, in der es um Leben und Tod geht – der Zeitpunkt gekommen ist, an dem es sich dieser – immer schon existierenden – Auszeichnung nicht nur bewusst werden muss, sondern so bewusst werden muss, dass sie *damit gleichzeitig gelebt* wird. Die Auszeichnung ‚der Deutschen‘ ist ein affektiv hoch besetzter *selbstreferentieller Akt:* in ihr kommt das sich auszeichnende Kollektiv erst zu sich selbst. Es *wird* endlich das, was es eigentlich immer schon war und nie wirklich sein konnte oder durfte. Die „eigentliche Bestimmung“ des deutschen Volkes als Vertreter des „Menschengeschlechts“ ist es, „daß es mit Freiheit sich zu dem

lich-politische Tat“ des „Beschwörens“, des „Aufrufs zum Handeln“ schlägt von vornherein fehl, wenn das, woraus sie begründet werden soll, selbst nur im Modus des „als ob“ existiert; 2. Es mag sein, dass die Konzentration auf die Charakterisierung des Eigenen ohne die Denunziation des Fremden möglich ist (vgl. Metz’ Verweis auf Hegel 128 Anm. 9). Dass sie bei Fichte so eben *nicht* stattfindet, sondern durchweg mit denunziatorischem Gestus, schlägt auf sie selbst zurück: sie ist genau deshalb in toto zu verwerfen.

[27] Vgl. R7, 360: „so fließt diese Philosophie ein auf die öffentliche Lebensweise und auf die Grundsätze und Regeln derselben“; R7, 362, 375: „Diese deutsche Philosophie erhebt sich wirklich und durch die *Tat ihres Denkens*“ (Hervorh. CS); deutlich ex negativo R3, 309: „Nur auf Lebendiges wirkt Lebendiges; in dem wirklichen Leben der Zeit aber ist gar keine Verwandtschaft zu dieser Philosophie; indem diese Philosophie ihr Wesen treibet in einem Kreise, der für jene noch gar nicht aufgegangen, und für Sinnenwerkzeuge, die jener noch nicht erwachsen sind.“ Vgl. auch die Zusammenfassung am Ende der 4. Rede (327) und R5, 329–333, 337. Aufschlussreich auch die „Reden an die deutschen Krieger zu Anfange des Feldzugs 1806“ (GA II/10, 79–81, bes. 79). Vgl. auch Lauth (1978), IX f. und v. a. (1992), 199 f. Zu Fichtes erweitertem Philosophiebegriff – dem Begriff der „Angewandten Philosophie“ („‚Die Principien werden durch keine Zeit, und keiner Zeit Eräugniß geändert; nur die Anwendung derselben wird bestimmt durch den Stoff, den die Zeit darbietet.‘“ [PG 419]) vgl. ausführlich Oesterreich (1997), 860–873, 921, 986.

PhJb 2/04 / p. 390 / 28.7.

mache, was es eigentlich ursprünglich ist" (R3, 306). Im Zeitpunkt der Krise *muss* das deutsche Volk diese Selbstbestimmung – bei Strafe seines Untergangs – verwirklichen. Ich will zeigen, wie Fichte – so weit ich sehe als erster – in den *Reden* diese Grundgeste der ‚Deutschtumsphilosophie' vollzieht.[28] Diese Grundgeste ist weder als argumentierender Überzeugungsversuch noch als irrationales begeisterndes Rauschen zu beschreiben.[29] Dass die Deutschen unter sich bleiben wollen, wird ihnen als höchster Akt der Freiheit und damit als vernünftig nahegebracht.

Es ist genau diese Geste des drängenden Aufrufs zum selbstreferentiellen Akt des ‚Deutschtums jetzt!', die die nationalistische, völkische Rezeption der *Reden* möglich machte – ohne Rücksicht darauf, dass die Fichtesche Geste in eine später stattfindende historische Konstellation transponiert werden musste. Sie wurde vom Nationalsozialismus ohne Änderung übernommen. Eine ‚systematische' Lektüre der *Reden* muss diese Geste völlig ausblenden – und sich damit einer apologetischen Hermeneutik befleißigen, die unter dem Vorwand der Gültigkeit des überzeitlichen Gedankens die in den *Reden* zentrale Geste des Aufrufs zur Selbstbestimmung jetzt übersieht.

III.

Fichte redet nicht zum „Menschengeschlecht". Er schreibt auch nicht für es. Er wendet sich als Deutscher an Deutsche. Ihm geht es in den *Reden* nur um eines: um

---

[28] Vgl. Lübbe (1963), 196. – Wie die Ausblendung der extrem chauvinistischen Töne sub specie aeternae philosophiae dem Text nicht gerecht wird, so wäre es umgekehrt ein „politisierender Fehlschluß", Fichtes Philosophie insgesamt aufgrund dieser Töne zu verdammen. Immerhin taucht die Idee, dass die Philosophie „national" zu sein habe, nicht erst mit den *Reden* auf; vgl. *Über den Begriff der Wissenschaftslehre* (1794): „Dadurch wird denn die Philosophie, die ihrem Inhalte nach für alle Vernunft gilt, ihrer Bezeichnung nach ganz national; aus dem Innersten der Nation, die diese Sprache redet, herausgegriffen, und wiederum die Sprache derselben bis zur höchsten Bestimmtheit vervollkommnend." (GA I/2, 118) Zweifellos meint Fichte hier die deutsche Sprache („und sie könnte dann schlechthin die *Wissenschaft*, oder *die Wissenschaftslehre* heissen"); vgl. abwiegelnd Schmidig (1997), 13–15.
Dass die philosophische Interpretation philosophischer Texte hier methodisch (noch) keine brauchbaren Modelle entwickelt hat, lässt sich immer noch am besten am Streit um Heidegger studieren. Abzulehnen sind jedenfalls einfache Modelle von Kontinuität von oder Bruch zwischen philosophischer Überzeugung und politischer Einmischung. Der plausibelste Ansatz scheint mir der bei dem seit Platon manifesten Begehren der Philosophen nach politischer Wirksamkeit zu sein (vgl. Schottkys (1992) Referat von Wilhelm Schmidt-Biggemanns Vortrag: „Letzten Endes sah er schon in Fichtes Radikalisierung des System-Gedankens und dem aus ihr folgenden Totalitätsanspruch seiner Philosophie die Wurzel einer Tendenz, alles auf einen Erziehungs-Despotismus von Philosophen-Königen hinauslaufen zu lassen." (232)). Der Verweis darauf, dass es seit dem 19. Jahrhundert auch eine nicht-nationalistische Rezeption von Fichtes *Reden* gegeben hat (vgl. Engelbrecht (1933), 177–180), ist jedenfalls keine Strategie, um mit Fichtes extremem Chauvinismus umzugehen: sie ist zu bedenken, kann aber nicht exkulpatorisch eingesetzt werden. Zur Rezeption vgl. insges. Fuchs (1996), der in „Liberale" (204–211), „Demokraten (Jakobiner, Radikale)" (211–218), „Sozialisten" (219–228) und „Nationale, Nationalistische" (228–234) einteilt.

[29] Hinsichtlich der früheren *Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution* (1793) spricht La Vopa (2001), 114 von Fichtes „conviction that the intuitive grasp of moral truth – a grasp that was both cognitive and emotional – could ground an egalitarian rhetorical community".

PhJb 2/04 / p. 391 / 28.7.

Absonderung. Um Absonderung durch Erzeugung eines Verstehensraums, der nach außen hermetisch abgeschlossen ist und nach innen maximale Einstimmung fordert. Fichte selbst erzeugt diesen Raum, indem er die *Reden* hält und sie als Text publiziert.[30] Sie sind Erinnerungsreden: Fichte erinnert seine deutschen Zuhörer daran, dass ihre wesentliche Disposition *als Deutsche* die Absonderung ist: Hauptmerkmal „der deutschen Nation“ sei es, „ihr eigenthümliches Seyn nur für sich zu behalten und zu behaupten, keineswegs aber andern es aufzudringen“, „indem nur sie, als Nation, [...] die meiste Kraft haben, in sich sich zurükzuziehen, und still auf sich selber zu ruhen“.[31] Die Deutschen können sich absondern aufgrund ihres besonderen Sprach- und Verstehensvermögens: sie sprechen und verstehen Deutsch. Für Fichte ist das Definiens von ‚Volk‘ ein bestimmtes Sprachvermögen.[32] Die deutsche Sprache ist wesentlich durch ihre Fähigkeit zur Absonderung bestimmt: in ihr kommt es „allein [darauf an], daß dort [d. h. im Deutschen] Eigenes beibehalten, hier [d. h. in den anderen gegenwärtig gesprochenen Einzelsprachen] Fremdes angenommen wird“ (314). Was damit gemeint ist, erklärt Fichte in der 4. Rede im Rückgang auf das „Wesen der Sprache“ (314).[33] Hier legt er den sprachlichen „Grundunterschied“ (R5, 328 [2x]) zu den anderen Völkern fest.[34] ‚Jetzt‘ – 1807/8 – kann

---

[30] Vgl. deutlich den Anfang der letzten Rede: „Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt in den Raum, in dem Sie sichtbarlich atmen.“ (R14, 481)

[31] „Die Republik der Deutschen“ (1807) (GA II/10, 411). Diese Absonderung ist „natürlich“: „Die Absonderung des Preußen von den übrigen Deutschen ist künstlich, gegründet auf willkührliche, und durch das Ohngefähr zu Stande gebrachte Einrichtungen; *die Absonderung des Deutschen von den übrigen Europäischen Nationen ist begründet durch die Natur. Durch gemeinschaftliche Sprache, und gemeinsamen NationalCharakter, welche die Deutschen gegenseitig vereinigen, sind diese von jenen getrennt.*“ (PG 403) Vgl. R8, 389: „Freiheit war ihnen [i. e. den „von den Römern Germanier genannten Deutschen“], daß sie eben Deutsche blieben [...]. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus [...], *daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben* [...].“ (Hervorh. CS) Vgl. Meinecke (1908), 135: „Wir sind, was wir geworden sind, und wollen uns aller Welt zum Trotz darin erhalten.“ (vgl. auch 142 f.)

[32] 315; vgl. die Gleichsetzung von „die Deutschen schlechtweg“ und „alle, die die deutsche Sprache reden“ (R11, 437) und v. a. das Zitat R13, 460 in Anm. 89.

[33] Nach einem einleitenden Absatz (314), in dem es durchaus um Sprache*n* geht – zumindest ein Unterschied muss zwischen ihnen gemacht werden, nämlich der zwischen „eine ursprüngliche Sprache“ (vgl. 344; „Ursprache“: 328, 333, 344) und solchen Sprachen, die es nicht sind –, geht Fichte über zur Erörterung von „Sprache überhaupt“.

[34] Obwohl die völkische und NS-Rezeption sich vor allem auf die 8. Rede gestützt haben (vgl. Herbert (1996), 61 f.; vgl. etwa Johann Gottlieb Fichte, *Was ein Volk sei*, hg. v. Karl Joel [= Flugblätter an die deutsche Jugend. Ausgegeben von der Berliner Freien Studentenschaft], Jena: Diederichs 1915; Anton Kippenberg / Friedrich v. der Leyen (Hg.), *Das Buch deutscher Reden und Rufe. Aus vier Jahrhunderten*, Leipzig: Insel 1942, 89–106; erw. Ausg. 1956; für deutsche Kontinuitäten nach 1945 lesenswert das Vorwort), sind die entscheidenden – wenn auch politisch vielleicht weniger leicht affizierenden – Bestimmungen in dieser 4. Rede zu finden; Fichte selbst betrachtet den Rest als „Ableitung“ (R5, 328). Schon Engelbrecht (1933), 121 betont, dass das eigentlich Neue der *Reden* „the emphasis on language“ sei.
Dass Fichte die abgesonderte Stellung ‚der Deutschen‘ aus der deutschen Sprache herleitet, wurde in der Rezeption so gut wie immer heruntergespielt (Janke (1981), 64 Anm. 11; Willms (1967), 149 Anm. 678; Schrader (1996), 10 f.; Nordalm (1999), 213 Anm. 9). Vgl. außer dem bei Willms gegebenen Zitat aus Eduard Zeller, *Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts*, Leipzig 1865, 171 etwa Schmidt (1908), 17–19: „Unläugbar verliert Fichte mit seinen geschichts- und sprachphilosophischen Antworten auf die

PhJb 2/04 / p. 392 / 28.7.

über das „Menschengeschlecht“ adäquat nur in der deutschen Sprache gesprochen werden; alle anderen zu diesem Zeitpunkt von Menschen gesprochene Einzelsprachen sind dazu unfähig. Deshalb ist zu diesem Zeitpunkt eben nicht der beste Patriot, sondern nur der beste Deutsche der beste Weltbürger. Fichte selbst vollzieht in seinen *Reden* diese Gleichsetzung: Dass sich die Deutschen und nur die Deutschen dadurch, dass sie die *Reden* verstehen, im Tiefsten verstehen können, macht sie momentan (1807/8) zu den einzigen Vertretern des „Menschengeschlechts“.

Gegen die traditionelle Sprachauffassung (und nicht als erster)[35] behauptet Fichte, dass die einzelnen Sprachen nicht aus einer willkürlichen Verabredung zwischen Sprechern entstanden sind, sondern aufgrund eines „Grundgesetzes“ materialiter so sein müssen wie sie sind (314).[36] Mit einem Vergleich macht er dieses „Grundgesetz“ verständlich:[37] Wie die sinnliche Wahrnehmung des einzelnen Individuums durch seine „Sinnenwerkzeuge“ determiniert ist, so auch die Sprach- und d. h. zuerst Lautform von Menschengruppen (314). Ich erläutere diese Analogie vorläufig so: Zwar unterscheiden sich die Wahrnehmungen aller Individuen voneinander – kein Individuum kann exakt dasselbe wie ein anderes wahrnehmen –, aber die verschiedenen Wahrnehmungen sind transformierbar. Analog dazu gibt es zwar ganz verschiedene Einzelsprachen, aber diese sind nicht so voneinander geschieden, dass sie völlig unübersetzbar wären. Wie zwei Individuen ein Objekt wahrnehmen können, so können zwei Sprecher verschiedener Sprachen auch über eines sprechen. *Die* Sprache ist „eine einzige und durchaus notwendige“ (315), weil die verschiedenen Einzelsprache*n* immer zu einem dienen: dass Sprecher sich über die *eine* Welt verständigen.[38]

Frage, warum nur Deutschland dies Mittel zur Bildung eines neuen Menschengeschlechts ausüben könne, jeden festen Boden unter den Füssen“ (17). Lauth nennt in seiner Einleitung (1978) „die Sprache“ „exemplarisch für jedes Medium, das Natur mit Freiheit und Freiheit mit Natur synthetisiert“ (XXI); s. a. (1992), 219 f. – Der einzige mir bekannte (und m. E. immer noch lesenswerte) Text, der Fichtes Konstruktion des Deutschen als „lebendiger Sprache“ ernst nimmt und sich die Mühe macht, sie zu widerlegen, ist Schottlaender (1949) – wohl weil er gespürt hat, wie unter dem Belächeln der Fichteschen Sprachspekulationen eine andere Überzeugung verdeckt wird: die der überlegenen deutschen Kulturnation. „Ja, akzeptieren wir hier einmal die Fichtesche Methode der Sprachreinigung! Sagen wir für ‚Nationalismus‘ schlicht deutsch ‚Undankbarkeit‘, abgrundtiefe allgemeine Undankbarkeit – so haben wir etwas Wesentliches an dem Nationalismus erkannt und sind am ehesten davor geschützt, diesem Übel zu verfallen.“ (vgl. auch (1962), 710 f.)

[35] Das Verhältnis von Fichtes Sprachauffassung in den *Reden* und der Hamanns, Herders und Humboldts ist hier nicht zu diskutieren. Als These sei formuliert: Fichte nimmt in den *Reden* – und erst in ihnen (s. u. Anm. 45) – eine genuin pluralistische Denkfigur auf, um sie auf die Eine Sprachform – die wahrhaft philosophische – hin zu teleologisieren: mit dem Gewaltstreich des Konstrukts „lebendige Sprache“ löst er die „‚Unvereinbarkeit‘ zwischen der Einzigkeit der Vernunft und dem Babel der Sprachen“ (De Pascale (1991), 82) auf seine Weise: indem er – dezidiert anti-pluralistisch – eine Sprachform privilegiert. Vgl. Hammacher (1976), 121 f. zur Differenz zwischen Fichte und Humboldt: „Nur wird [bei Humboldt] die Kraft, fremdes Sprachgut einzuverwandeln, in solchen Volkscharakter mitgegriffen, und nicht aus dieser Überfremdung dessen Auflösung gefolgert.“ Dass Fichte seine Idee der „lebendigen Sprache“ später korrigiert haben soll (Hammacher (1976), 122; (1996), 219), kann ich nicht sehen.

[36] Vgl. R8, 381; R13, 460.

[37] Vgl. zu dieser Passage Hennigfeld (1990), 40–44; Oesterreich (1990), 77–83; (1994), 150–154.

[38] Gegen Schottlaender (1949), 416, der glaubt, Fichte habe damit eine „metaphysische Konstruktion der Einen Ursprache“ vorgenommen, von der alle konkreten Sprachen nur Abweichungen sind.

Die doppelte Bestimmtheit individueller Wahrnehmung als singulär und vermittelbar mit anderen Wahrnehmungen hinsichtlich desselben Wahrnehmungsobjekts wird fixiert in einer Sprache ‚erster Stufe’, der Sprache „als Bezeichnung der Gegenstände unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung“ (316).[39] Durch sie werden die einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen kommunizierbar. Analog müssen die verschiedenen Einzelsprachen kommuniziert werden können. Wie die Differenz der einzelnen sinnlichen Wahrnehmungen die wahrnehmenden Individuen nicht davon abhält, sie als gemeinsame Wahrnehmungen eines Objektes zu begreifen, können Sprecher verschiedener Sprachen gemeinsam über dasselbe sprechen. Wie bei der Transformation der einzelnen Wahrnehmungen gehen auch hier individuelle Eigentümlichkeiten zugunsten der sprachlichen Verständigung verloren. Sprachen erzeugen einen maximalen Verstehensraum, der die Grenzen der durch das „Grundgesetz“ gegebenen einzelnen Sprachformen überschreitet – wie unvollkommen auch immer. Der Rekurs auf die sinnliche Wahrnehmung garantiert die allgemeine Übersetzbarkeit der Sprachen.[40] Qualitative Differenzen zwischen verschiedenen Einzelsprachen sind – bis jetzt – ausgeschlossen.

Es ist eine kleine beiläufige Geste, von Fichte nicht weiter erläutert, mit der er die Differenz erzeugt, die er braucht, um letztlich die Sehnsucht nach dem Bei-sich-Bleiben der Gemeinschaft der ‚Deutschen‘ in der Absonderung zu befriedigen. Zwar hat, nach dem bisher Gesagten, die Sprache als Werkzeug zur Bezeichnung des Sinnlichen prinzipiell maximale Reichweite – *nicht* aber die Sprache als Werkzeug zur Bezeichnung dessen, was jenseits des sinnlich Wahrnehmbaren liegt, des „Übersinnlichen“ (316). In diesem Bereich sollen die Differenzen zwischen den „Völkern“ beginnen:

> Im allgemeinen erhellet, daß diese sinnbildliche Bezeichnung des Übersinnlichen jedesmal nach der Stufe der Entwicklung des sinnlichen Erkenntnisvermögens unter dem gegebenen Volke sich richten müsse; daß daher der Anfang und Fortgang dieser sinnbildlichen Beziehung in verschiedenen Sprachen sehr verschieden ausfallen werde, nach der Verschiedenheit des Verhältnisses, das zwischen der sinnlichen und geistigen Ausbildung des Volkes, das eine Sprache redet, stattgefunden, und fortwährend stattfindet. (317)[41]

Zunächst soll sich diese Verschiedenheit im Verfahren der Bezeichnung des „Übersinnlichen“ selbst zeigen. Alles komme darauf an, die Trennung zwischen

---

[39] Geht man nach dem „Grundgesetz“ von der Existenz verschiedener Sprachformen unabhängig vom konkreten Sprechen aus, muss es innerhalb ihrer eine gemeinsame Bezeichnung verschiedener individueller Wahrnehmungen desselben Objekts für eine bestimmte Gruppe von Individuen geben. Diese Vereinheitlichung ist deshalb unproblematisch.

[40] Dies wird deutlich, wenn Fichte davon spricht, dass ein ganzes Volk eine fremde Sprache übernimmt. „In jedem Volke müssen ja ohnedies die Kinder diesen Teil der Sprache [den Teil, der das Sinnliche bezeichnet, CS], gleich als ob die Zeichen willkürlich wären, lernen [...]; *jedes Zeichen aber in diesem sinnlichen Umkreise kann durch die unmittelbare Ansicht oder Berührung des Bezeichneten vollkommen klar gemacht werden*. Höchstens würde daraus folgen, daß das erste Geschlecht eines solchen, seine Sprache ändernden Volks als Männer wieder in die Kinderjahre zurückzugehen genötigt gewesen; mit den Nachgebornen aber und an den künftigen Geschlechtern war alles wieder in der alten Ordnung“ (320, Hervorh. CS). Vgl. Oesterreich (1992), 46. Zum Verhältnis von Sprache und Anschauung bei Kindern vgl. R9, 407–409; PG 442 f.

[41] Oesterreich (1992), 47; (1994), 152 übernimmt diese Differenzbehauptung kommentarlos.

PhJb 2/04 / p. 394 / 28.7.

der ursprünglichen Anwendungssphäre des benutzten Wortes – der sinnlichen Wahrnehmung – und dem neuen Bereich, in dem es benutzt wird, *festzuhalten*.[42] Dass es hier wirklich auf das Festhalten ankommt, macht das angehängte „Beispiel" (317 f.) deutlich – ein Beispiel, das aus einer anderen „ursprünglichen" Sprache, nämlich dem Griechischen (vgl. 325), genommen ist; an dem Wort ‚Idee' soll sich zeigen, was eine adäquate Benennung des Übersinnlichen ist.[43] Übersinnliches wird dann *inadäquat* bezeichnet,

> wenn ein Volk, mit Aufgebung seiner eignen Sprache eine fremde, für übersinnliche Bezeichnung schon sehr gebildete annimmt; und zwar [...] also, daß es seinen eignen Anschauungskreis der Sprache aufdringe, und diese, von dem Standpunkte aus, wo sie[44] dieselbe fanden, von nun an in diesem Anschauungskreise sich fortbewegen müsse. (320)

Für solche „Eroberer" einer fremden Sprache „enthält das Sinnbild eine Vergleichung mit einer sinnlichen Anschauung, die sie entweder schon längst, ohne die beiliegende geistige Ausbildung, übersprungen haben, oder die sie dermalen noch nicht gehabt haben, auch wohl niemals haben können" (320 f.). Dadurch wird die „eroberte" Sprache eine „tote Sprache" – sie ist „in Absicht des ganzen Umkreises ihrer Sinnbildlichkeit tot, abgeschlossen, und ihr stetiger Fortfluß abgebrochen"; sie „ist, durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel" (321). Dagegen gilt in der „lebendigen Sprache": „Allen, die nur denken wollen, ist das in der Sprache niedergelegte Sinnbild klar; allen, die da wirklich denken, ist es lebendig und anregend ihr Leben." (319) Aber aus welchem Grund eignen sich bestimmte ‚Völker' eine andere Sprache in ihrem übersinnlichen Teil so an, dass sie „ertötet" wird? Es ist die Struktur ihrer sinnlichen Wahrnehmung.[45]

---

[42] „Weiter vermag in diesem Umkreise die Sprache nichts; sie gibt ein sinnliches Bild des Übersinnlichen bloß mit der Bemerkung, daß es ein solches Bild sei; wer zur Sache kommen will, muß nach der durch das Bild ihm angegebenen Regel sein eigenes geistiges Werkzeug in Bewegung setzen." (317)

[43] Fichte behauptet, dass die deutsche Sprache hier die griechische direkt beerbt: „und dieses Wort gibt genau dasselbe Sinnbild, was in der deutschen das Wort *Gesicht*" (317).

[44] Der Bezug ist unklar: eigentlich müsste es „es" („ein Volk, mit Aufgebung seiner eigenen Sprache") heißen; vielleicht bezieht sich „diese" zurück auf „einzelne andern Stammes" (319 f.).

[45] In seinem frühen Sprachaufsatz von 1795 („Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache" [1795], GA I/3, 97–127) hält Fichte die These für falsch, man könne nur sprachlich denken, und vertritt die These, dass das Denken primär in Bildern stattfinde: „Ich beweise hier nicht, daß der Mensch ohne Sprache nicht denken, und ohne sie keine allgemeinen abstracten Begriffe haben könne. Das kann er allerdings vermittelst der Bilder, die er durch die Phantasie sich entwirft. Die Sprache ist meiner Ueberzeugung nach für viel zu wichtig gehalten worden, wenn man geglaubt hat, daß ohne sie überhaupt kein Vernunftgebrauch Statt gefunden haben würde." (103 Anm.; vgl. „Seit sechs Jahren" [1801], GA I/7, 158 f.). Diese These hält Fichte auch in seinen späteren Reflexionen zur Sprache aufrecht. Damit einher geht eine Abwertung der Sprache als Verständigungsmedium: Sprechen ist riskant, weil es immer nur ein unzureichendes Hilfsmittel ist, um das bildlich Gedachte auszudrücken. Diese prinzipielle Sprachskepsis gilt auch noch deutlich für PG von 1806/7, die kurz vor den *Reden* entstanden: „Denn die Sprache liegt selbst in der Region der Schatten, und die durchgeführte fällt zusammen mit dem Seyn, als deßelben erster und unmittelbarer Schatten. Was ich daher ausspreche, ist nie meine Anschauung selber; und nicht das was ich sage, sondern das was ich meine, ist unter meinem Ausdruke zu verstehen; wie wir denn auch wirklich also immerfort im Leben verfahren." (429) Fichtes Konzept einer „lebendigen Sprache", die ein „lebendiges Denken" *umstandslos* ausdrücken könnte, ist von seinen Sprachreflexionen vor den *Reden* her schlichtweg

Am Ende des o. e. „Beispiels“ schärft Fichte ein, dass der Unterschied zwischen den Griechen und anderen Völkern, „nicht etwa durch die größere oder geringere Stärke des Sinns fürs Übersinnliche in den beiden Völkern, sondern daß er lediglich durch die Verschiedenheit ihrer sinnlichen Klarheit, als sie Übersinnliches bezeichnen wollten, begründet ist“ (318). Der Grund dafür, dass Völker eine „tote Sprache“ erzeugen, ist ihre Unklarheit hinsichtlich „des Verhältnisses des Begriffenen zum geistigen Werkzeuge“, das für die Griechen „vollkommen verständlich“ (318) war. Diese Unklarheit ist bedingt durch eine Unklarheit in der sinnlichen Wahrnehmung selbst. Denn für jede Einzelsprache gilt folgende Proportionsanalogie: „ihr [der übersinnlichen Gegenstände] besonderes Verhältnis zu ihrem Werkzeuge sei also, wie das Verhältnis der und der bestimmten Gegenstände zum sinnlichen Werkzeuge“ (316). Unklarheit des ersten Verhältnisses kann nur begründet sein durch Unklarheit des zweiten (des sinnlichen) Verhältnisses. Worin genau eine solche Unklarheit liegt, sagt Fichte nicht; allerdings erinnert die Evokation des Traumes (318) an den Anfang der ersten cartesischen Meditation (*Med.* I,7). Die behauptete Unklarheit kann nur darin liegen, dass andere Völker sich der Differenz zwischen ihrem Sinneswerkzeug und dem durch dieses Wahrgenommenen nicht klar genug sind. Jedenfalls bewirkt diese Unklarheit *schon in der sinnlichen Sphäre selbst*,[46] dass bestimmte Völker den riskanten Übergang von der Bezeichnung des Sinnlichen zur Bezeichnung des Übersinnlichen nicht hinreichend kontrollieren können; deshalb ersetzen sie ihn durch die Übernahme von Bezeichnungen des Übersinnlichen aus einer anderen Sprache, *ohne* das adäquate sinnliche Äquivalent zu haben, dessen Bewusstheit eine „lebendige Sprache“ ausmacht. „Tote Sprachen“ sind Substitutionssprachen, „lebendige“ nicht. Völker mit Substitutionssprachen träumen, weil sie – unfähig, zwischen dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen klar zu unterscheiden – auch eine unklare Auffassung davon haben, wie die

---

nicht zu denken (zu einer Ausnahme in PG s. u.). Dies legitimiert eine Beschränkung auf die *Reden* – in *diesem* Punkt haben sie bei Fichte keinen Vorläufer. Deutlich wird dies im Vergleich mit PG: Hier ist es nämlich der Besitz der *Wissenschaft*, der die besondere Stellung der Deutschen begründen soll, und *nicht* die Sprache: „Nur der Deutsche [...] kann, vermittelst des Besitzes der Wißenschaft, und des ihm dadurch möglich gewordenen Verstehens der Zeit überhaupt, einsehen, daß dieses [i. e. die Erfassung der Wissenschaft] der allernächste Zwek der Menschheit sey.“ (404) „Uebernimmt nicht der Deutsche durch Wißenschaft die Regierung der Welt, so werden zum Beschluße von allerhand Plakereyen, die Tartaren, die Neger [Nachgel. Werke: aussereuropäische Nationen], die NordAmerikanischen Stämme, sie übernehmen, und mit dem dermaligen Wesen ein Ende machen“ (415). Vgl. dagegen R2, 292, allerdings auch R7, 360. – Surber (1996) beschränkt sich strikt auf den frühen Sprachaufsatz (zum Verhältnis von Denken und Sprechen vgl. 50 f.); das Verhältnis von Rede und Sprache kommt bei ihm nirgends in den Blick. Zum Verhältnis von Sprache und Denken (und Fichtes Sprachskepsis) im Sprachaufsatz vgl. am besten Janke (1994); leider geht er nicht mehr auf Fichtes Konzept der „lebendigen Sprache“ ein (44); allerdings lässt (1981), 64 Anm. 11 und 61 f. vermuten, dass Janke dem Fichte der *Reden* eine Sprachtheorie unterstellen will, die den Unterschied zwischen lebendiger und toter Sprache als einen *allgemeinen* Unterschied zwischen Sprechern, die sich der Sinnbildlichkeit des Sprechens über „Übersinnliches“ bewusst sind, und solchen, die es nicht sind, konstruiert – ähnlich Turbaynes (1962), 57–65 Unterscheidung zwischen „Metapher“ und „Mythos“. Dies tut nun Fichte in den *Reden* gerade nicht, sondern macht den Unterschied an der Differenz verschiedener Nationalsprachen fest. – Zum Verhältnis von Sprachphilosophie und Wissenschaftslehre vgl. Hoffmann (1997); Surber (1997).

[46] Vgl. Meier (1940), 168 f.

PhJb 2/04 / p. 396 / 28.7.

von ihnen gebrauchten Bezeichnungen für das „Übersinnliche“ mit ihren eigenen – unklaren – sinnlichen Wahrnehmungen zusammenhängen: die Regel der Übertragung muss ihnen unklar bleiben.[47]

Damit hat Fichte sein Idealbild von „lebendigen Sprachen“ entworfen, welches das Absonderungsprinzip im Kern enthält: Jede Einzelsprache bildet sich an einem *bestimmten* Sinnlichen, und die Bezeichnung von Übersinnlichem kann nur von *diesem* aus „lebendig“ entwickelt werden. Wird der „Anschauungskreis“ der eigenen sinnlichen Erfahrung im Gebrauch der Bezeichnungen des Übersinnlichen verlassen, stirbt die Sprache: Sie benutzt Fremdes – fremd, weil an fremde sinnliche Wahrnehmung gekoppelt. Insofern ist der sprachliche Verständnisraum hermetisch: Es gibt hinsichtlich ihres übersinnlichen Teils eine *absolute Grenze* zwischen den verschiedenen Einzelsprachen. Im Gegensatz zum sinnlichen Teil der Sprache ist hier ein *Transfer, ein Übergang, eine Verständigung* unmöglich.[48] Die Konsequenz: Sprecher einer bestimmten Einzelsprache sollen entweder in ihrer eigenen Sprache bleiben oder eine andere vollständig annehmen – eine Vermischung schließt Fichte dezidiert aus:

> Lasset dem Stammvolke dieser Sprache noch so viele Einzelne andern Stammes und anderer Sprache einverleibt werden; wenn es diesen nur nicht verstattet wird, den Umkreis ihrer Anschauungen zu dem Standpunkte, von welchem von nun an die Sprache sich fortentwickle, zu erheben, so bleiben diese stumm in der Gemeine, und ohne Einfluss auf die Sprache, so lange, bis sie selbst in den Umkreis der Anschauungen des Stammvolkes hineingekommen sind,[49] und so bilden nicht sie die Sprache, sondern die Sprache bildet sie. (319 f.)

Hinzuzufügen ist: Sie sollen versuchen, in den anderen „Anschauungskreis“ „hineinzukommen“, wenn die Sprache, die bildet, eine „lebendige Sprache“ ist.[50]

Dass sich damit auch die obige aus der ersten Interpretation der Wahrnehmungsanalogie gewonnene Behauptung, im sinnlichen Teil der Sprache sei Übersetzung zwischen den verschiedenen Einzelsprachen möglich, als falsch erweist, sagt Fichte nicht. Wie aber soll sich das, was klar sinnlich wahrgenommen und dann sprachlich fixiert wird, in eine aus unklarer sinnlicher Wahrnehmung entwickelte Sprache übersetzen lassen? Die Absonderung beginnt also gar nicht auf der Ebene des übersinnlichen Teils der Sprache; sie verweist vielmehr zurück auf die verschiedenen sinnlichen Wahrnehmungsorganisationen der Sprechergruppen selbst – ihre „Na-

---

[47] Vgl. die Andeutung bei Verweyen (1975), 215. – Das Risiko des Übergangs von der Bezeichung des Sinnlichen zur Bezeichnung des Übersinnlichen soll *keine* Rolle spielen innerhalb der Einzelsprache, die von Sprechern gesprochen wird, die ein klares Unterscheidungsvermögen zwischen ihrem Sinnenwerkzeug und dem sinnlich Wahrgenommenen haben: Hier soll, scheint es, eine sichere „zweckmäßige Leitung“ (316) garantiert sein durch die nach dem „Grundgesetz“ vorgegebene einzelne Sprachform selbst.

[48] Vgl. Maesschalck (2000), 156.

[49] Fichte geht also nicht davon aus, dass die Wahrnehmungsstruktur eines Volkes nicht geändert werden könnte: es gibt aber nur eine Art von Änderung, nämlich die völlige Aufgabe der eigenen und die Übernahme einer fremden: keine Vermischung, sondern vollständiger Wechsel also. *Innerhalb* einer einzelnen Wahrnehmungsstruktur lässt er Entwicklung zu, vgl. etwa R3, 309 und R9, 407–409, zusammenfassend R10, 411.

[50] Denn: „Es kann darum auch dem übersinnlichen Teile einer also stetig fortentwickelten Sprache seine Leben anregende Kraft auf den, der nur sein geistiges Werkzeug in Bewegung setzt, nicht entgehen. Die Worte einer solchen Sprache in allen ihren Teilen sind Leben und schaffen Leben.“ (319)

PhJb 2/04 / p. 397 / 28.7.

tionaleinbildungskraft“ (322): letztlich sind die verschiedenen Einzelsprachen auch in ihrem sinnlichen Teil nicht ineinander übersetzbar.[51] „Was du so recht innerlich eigentlich bist, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchtest niemals etwas anderes zu sehen. Solltest du anders sehen, so müßtest du erst anders werden.“ (R7, 360)

IV.

Die Unterscheidung zwischen „lebendigen“ und „toten“ Sprachen gilt für *alle* Einzelsprachen – um die deutsche Sprache geht es in dieser Unterscheidung nicht. Auf die generellen Überlegungen zum „Wesen der Sprache“ lässt Fichte eine Polemik gegen die „Fremdworte“ „Humanität, Popularität, Liberalität“[52] folgen; sie soll ein „belebendes“ „Beispiel“ dafür sein, dass diejenigen, die Deutsch sprechen, den Sinn bestimmter Fremdworte nicht wirklich verstehen können, weil ihnen die entsprechende sinnliche Wahrnehmung fehlt.[53] Es ist nicht zu sehen, dass der generelle Sachverhalt, zu dessen Illustration dieses „Beispiel“ dienen soll, nicht auch für andere Sprachen gelten sollte. Überraschenderweise aber behauptet Fichte kurz danach: „Somit ist unsre nächste Aufgabe, den unterscheidenden Grundzug des Deutschen vor den andern Völkern germanischer Abstammung[54] zu finden, gelöst.“ (325) Man kann diese „Lösung“ deshalb schnell verwerfen, weil Fichtes Behauptung zu Anfang der 4. Rede, *allein* die deutsche Sprache sei momentan eine „lebendige“, nicht weiter abgeleitet wird. In der Tat heißt es dort lapidar, dass „ein vollkommener Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft“ bestehe, weil nur die deutsche Sprache eine Sprache der Absonderung sei: „daß dort [d. h. im Deutschen] Eigenes behalten, hier Fremdes angenommen wird“ (314). Nur die deutsche Sprache könne daher als „lebendige“ gelten, denn nur in ihr bleibe der geforderte klare Konnex zwischen eigenem Sinnlichem und Übersinnlichem gewahrt.[55]

---

[51] Gegen Oesterreich, (1992) 48. Vgl. schon Lübbe (1963), 198 und deutlich Meier (1940), 169: „Der Rückgang vom Wort zur Sache [...] wird dem Sprecher einer *nicht* ursprünglichen Sprache von vornherein verwehrt.“

[52] Diese Wörter wählt Fichte natürlich nicht zufällig, wie schon R1, 270 zeigt: das durch sie Bezeichnete macht die Prinzipien der „ausländischen“ „weichlichen Führung der Zügel des Staats“ aus. Vgl. Engelbrecht (1933), 110; Schottlaender (1949), 416 f., Schrader (1996), 13. Vgl. noch „Ueber Machiavell, als Schriftsteller, und Stellen aus seinen Schriften“ (1807), GA I/9, 245.

[53] Dieses „Beispiel“ steht damit in direkter funktionaler Opposition zum ersten „Beispiel“ betreffend die Worte ‚Idee‘ und ‚Gesicht‘, das hinsichtlich der Sprache des Übersinnlichen positiv war. Vgl. allgemein schon R1, 268 die Rede vom „fremden und ausländischen Sehwerkzeug, das entweder absichtlich auf Täuschung berechnet ist, oder das auch natürlich, durch seinen andern Standpunkt und durch das geringere Maß von Schärfe, niemals auf ein deutsches Auge paßt“, und R1, 269: „blind und träumend“.

[54] Für Fichte sind alle europäischen Völker außer den Slaven (die „sich vor dem übrigen Europa noch nicht so klar entwickelt zu haben scheinen, daß eine bestimmte Zeichnung von ihnen möglich sei“, 312) „Germanier“.

[55] Am Schluss der o. e. Polemik heißt es: „In den neulateinischen Sprachen aber ist diese Unverständlichkeit [sc. die aus der unklaren sinnlichen Wahrnehmung entsprungene] natürlich und ursprünglich, und sie ist durch gar kein Mittel zu vermeiden, indem diese überhaupt nicht im Besitze irgendeiner lebendigen

Die Willkür dieser Behauptung springt schon beim ersten Lesen ins Auge. Hat Fichte einen ‚Denkfehler' gemacht? Hat er über der Ausarbeitung seiner Unterscheidung von „toter" und „lebendiger" Sprache den entscheidenden Punkt übersehen, nämlich dass er nachweisen müsste, dass die deutsche Sprache eine, vielleicht die einzige „lebendige Sprache" ist? Und ist es deshalb so leicht, ihn von dem Vorwurf des extremen Chauvinismus freizusprechen? Die 5. Rede beginnt mit einem Resümee: Angegeben wurde der „Grundunterschied zwischen [den Deutschen] und den andern Völkern germanischer Abkunft": „daß die erstern in dem ununterbrochenen Fortflusse einer aus wirklichem Leben sich fortentwickelnden Ursprache geblieben, die letztern aber eine ihnen fremde Sprache angenommen, die unter ihrem Einflusse ertötet worden" (R5, 328). Fichte fährt fort:

> Wir werden Schritt für Schritt ableiten, was aus dem aufgestellten Grundunterschiede [zwischen „lebendigen" und „toten" Sprachen] folgt, und nur darauf sehen, daß diese Ableitung richtig sei. Ob nun die Verschiedenheit der Erscheinungen, die dieser Ableitung zufolge sein sollte, in der wirklichen Erfahrung eintrete oder nicht: dies zu entscheiden, will ich lediglich Ihnen und jedem Beobachter überlassen. Zwar werde ich, was insbesondere den Deutschen betrifft, zu seiner Zeit darlegen, daß er sich wirklich also gezeigt habe, wie er unsrer Ableitung zufolge sein mußte [dies geschieht in der 6. Rede]. Was aber die germanischen Ausländer betrifft, so werde ich nichts dagegen haben, wenn einer unter ihnen wirklich versteht, wovon eigentlich die Rede sei, und wenn diesem hernach der Beweis gelingt, daß seine Landsleute eben auch dasselbe gewesen seien, was die Deutschen, und wenn er sie von den entgegengesetzten Zügen völlig loszusprechen vermag. (R5, 328 f.)

Das scheint tolerant: zum einen soll die Entscheidung darüber, ob die von Fichte behaupteten „Erscheinungen" wirklich existieren, offenbleiben, zum anderen soll es auch für Nichtdeutsche die Möglichkeit geben, einen ähnlichen ‚Beweis', wie Fichte ihn liefert, durchzuführen. Diese Offenheit betrifft nun aber, liest man genau, überhaupt nicht den „Grundunterschied" und die Zuordnung der Deutschen als einem oder gar einzigem Kandidaten für die „lebendige" Sprache, sondern „die Verschiedenheit der Erscheinungen, die dieser Ableitung zufolge sein sollte". Auch die Bemerkung über die „germanischen Ausländer" kann nur hinsichtlich der „Ableitungen" gelesen werden.[56] Wenn es aber wirklich um eine „Ableitung" geht, dann kann der Aufweis dessen, dass etwas, was qua Ableitung Faktum sein soll, es aber empirisch nicht ist, nur zwei Konsequenzen haben: Entweder die Ableitung oder der „Grundunterschied", aus dem die Ableitung erfolgt, ist falsch.

Das zweite zieht Fichte eindeutig nicht in Betracht – und zwar deshalb, weil er, wie er schon gleich zu Beginn der 4. Rede betont, „als Grund des erfolgten Unterschiedes in dem ursprünglich Einen Grundstamme eine Begebenheit angeben [wird], die bloß als Begebenheit klar und unwidersprechlich vor aller Augen liegt" (312). Glaubt man, Fichte behaupte damit, dass der Charakter der deutschen Sprache als „lebendiger" „klar und unwidersprechlich vor aller Augen liegt", dann hat

---

Sprache, woran sie die tote prüfen könnten, sich befinden, und, die Sache genau genommen, eine Muttersprache gar nicht haben." (324)

[56] Wobei Fichte, wie das Perfekt „gewesen seien" (329) zeigt, nicht wirklich in Betracht zieht, dass ein solcher Beweis *für die Gegenwart* gelingen könnte.

PhJb 2/04 / p. 399 / 28.7.

man in der Tat leichtes Spiel, seine Ausführungen als völlig haltlos zu charakterisieren. Fichte selbst behauptet außerdem genau das Gegenteil (s. u. VII.). Mit einer solchen Charakterisierung bleibt man befangen in der Idee eines Denkens, dessen Argumente unabhängig von ihrem aktuellen – d. h. räumlich und zeitlich konkreten – Vollzug gültig sind oder nicht. Gerade Fichte versteht man damit nicht, denn dann hat man das, was man die Prozessualität, die Performativität des Fichteschen Denkens (auf die er selbst oft genug hinweist) nennen könnte, übersehen.[57] Fichte hat sehr genau darauf geachtet, was es heißt, *zu* jemandem zu reden oder zu schreiben, und wie ein Gedanke *im Vollzug* gegenüber seinem Publikum überzeugend gemacht werden kann. Auch seine Auszeichnung der Deutschen kann nur als Auszeichnung im Vollzug begriffen werden.

Dass für Fichte das Halten und Publizieren der *Reden selbst* der ‚Beweis‘ für die Gleichsetzung der deutschen mit der einzig „lebendigen Sprache“ ist, wird durch eine einfache Überlegung klar. Fragt man sich unter Rückgriff auf die Unterscheidung zwischen „lebendigen“ und „toten“ Sprachen, in welcher Sprache denn diese Unterscheidung selbst überhaupt vorgetragen werden kann, so ist ausgeschlossen, dass sie in einer „toten Sprache“ vorgetragen werden kann. Sprecher einer „toten Sprache“ bedürften dazu einer Einsicht in die Struktur einer „lebendigen“ Sprache, die ihnen prinzipiell verwehrt ist. Dazu müssten sie verstehen können, was ein klarer Konnex zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem ist – und dies können sie *als Sprecher einer „toten Sprache“* prinzipiell *nicht*. Wenn also die Unterscheidung zwischen „lebendigen“ und „toten“ Sprachen auf deutsch vorgetragen wird, so ist *genau damit* ‚bewiesen‘, dass die deutsche Sprache eine „lebendige“ Sprache ist. Denn wenn der übersinnliche Teil der Sprache immer an ihren sinnlichen Teil rückgebunden werden muss, kann es keine allgemeine Reflexionssprache – die nur übersinnliche Bezeichnungen benutzen kann – geben, die von dieser Rückbindung frei wäre. Die Reflexionssprache selbst kann nur „tot“ oder „lebendig“ sein.

Fichte scheint in einem Punkt tolerant zu sein: Er behauptet offensichtlich nicht, dass *nur* die deutsche Sprache „lebendig“ sein könne – in Bezug auf die Menge aller Einzelsprachen nicht, denn hier gab es etwa die griechische Sprache als ebenso „ursprüngliche“ wie die deutsche (325), und auch nicht für die Gegenwart.[58] Aber Fichte ist für die Gegenwart nur scheinbar tolerant. Denn die Behauptung, er könne

---

[57] Vgl. hierzu v. a. Oesterreich (1999), 116–125; (1997), 875 f., 888 f., 909–911; zu Fichtes Verhältnis zur Rhetorik vgl. 873–878. Zur Publikumsbezogenheit vgl. La Vopa (2001), 9 f. („there is a new willingness to include in the study of philosophical meaning those more obviously figurative devices of rhetoric that even the most purist texts – and some of Fichte's are striking cases in point – exhibit“), 14, 53 f., 79.

[58] Dies gegen Schottky (1996), der behauptet – und dies ist für das, was er mit Fichte für richtig hält, nicht unwichtig –, Fichte habe den „Vorrang der deutschen Nation unbedingt *für alle Zeiten* festgeschrieben“ (174, Hervorh. CS). An diesem Punkt zeigt sich, wie weit Schottky Fichte zu verteidigen bereit ist: Nach einer zustimmenden Wiederholung des Prinzips der „Bestimmung des völkischen Daseins“ (s. o. Anm. 26) heißt es: „Die in diesem Begriff mitgedachte Gleichwertigkeit der Völker schließt es nicht aus, daß in einer bestimmten weltgeschichtlichen Situation einem von ihnen für begrenzte Zeit eine Führungsrolle in Hinblick auf den Menschheitsfortschritt zuwächst. Die Vorstellung von der spezifischen Deutschheit des wahren Freiheitsglaubens und der wahren Philosophie aber, die den Vorrang der deutschen Nation überzeitlich festschreibt, ist Abirrung, nur aus der Notwehrsituation und dem appellativen Überschwang des Redners zu erklären.“ (175)

PhJb 2/04 / p. 400 / 28.7.

dadurch, dass er die *Reden* auf deutsch halte und publiziere, zwar im Vollzug zeigen, dass die deutsche Sprache eine „lebendige" sei, nicht aber, dass *nur* die deutsche Sprache eine „lebendige" sei, übersieht, dass sie – ab 1807/8 – *so lange* die einzige „lebendige Sprache" ist, *so lange* es keine Reden in einer anderen Sprache gibt, in der die in Fichtes deutschen *Reden* getroffene Unterscheidung zwischen „lebendiger" und „toter" Sprache ebenfalls getroffen wird. Deshalb ist die deutsche Sprache *bis auf weiteres* die einzig „lebendige Sprache". Das deutsche Volk ist das „Volk der lebendigen Sprache" (327).[59] Die gesuchte „Begebenheit", „die bloß als Begebenheit klar und unwidersprechlich vor aller Augen liegt", ist keine syntaktisch-morphologisch-semantisch besondere Struktur der deutschen Sprache (als ‚langue'), sondern die Tatsache, dass Fichte die *Reden an die deutsche Nation wirklich hält* – jetzt und hier, in Berlin 1807/8. Es handelt sich um eine Art performativen ‚Beweis' – formal durchaus nicht unähnlich dem, den Descartes für das cogito versucht hatte (*Med.* II,3).[60] Fichte ‚beweist' die Lebendigkeit der deutschen Sprache dadurch, dass er sie mit seinen eigenen *Reden* zur „deutschen Rede" (324) über sich (die Sprache) selbst macht: von einem Deutschen zu Deutschen über Deutsche.[61]

Daraus erwächst eine grundlegende hermeneutische Asymmetrie zwischen der deutschen „lebendigen" und den übrigen gegenwärtigen „toten" Sprachen: Wenn der Gegensatz zwischen „toten" und „lebendigen Sprachen" überhaupt nur in einer Reflexion, die als Medium eine „lebendige" Sprache hat, formuliert werden kann, dann kann zwar der Sprecher der „lebendigen" Sprache verstehen, warum die „tote Sprache" eine „tote" geworden ist, nicht aber der Sprecher der „toten Sprache", warum die „lebendige" eine „lebendige" geblieben ist. Wenn nun die deutsche Sprache die einzig „lebendige" ist, gilt,

> daß [...] der Deutsche, wenn er sich nur aller seiner Vorteile bedient, den Ausländer immerfort übersehen und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst, verstehen, und ihn nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann; dagegen der Ausländer, ohne eine höchst mühsame Erlernung der deutschen Sprache, den wahren Deutschen niemals verstehen kann, und das echt Deutsche ohne Zweifel unübersetzt lassen wird. (326)

Fichte hätte sich gegen eine Übersetzung seiner *Reden* wehren müssen (vgl. R11, 437). Der deutsche Verstehensraum ist nicht nur hermetisch, sondern dominant – denn nur die, die sich in ihm aufhalten, können die Struktur der anderen – „toten" – Verstehensräume verstehen, nicht aber umgekehrt.[62]

---

[59] Vgl. 329 (2x), 337, 338 (Ausnahme: 339: „einer lebendigen Sprache"). Bezeichnenderweise ist 332, 338 vom „Volk *einer* toten Sprache" die Rede: es gibt mehrere tote, aber nur eine lebendige Sprache. Zur angeblichen Lebendigkeit anderer Sprachen als der deutschen vgl. R12, 452.

[60] So zumindest eine Lesart; vgl. zuerst Hintikkaa (1962).

[61] Dass Fichte „zu Deutschen" spricht, sagt er schon am Anfang, dass er selbst Deutscher ist und auf Deutsch spricht, sagt er nicht; man beachte aber den sehr bewussten Aufbau des Kollektivs von Redner und Zuhörern durch den Gebrauch des Wortes „uns": R1, 266: „wir" (2x); 267: „Uns" im Gegensatz zu „alle Deutschen"; 277: „uns Deutschen"; R2, 284: „unsrer Nation"; R3, 311: „unsers Nationalkörpers"; R4, 311: „unsrer Nation"; 323: „uns Deutsche". Vgl. zum Aufbau des Kollektivs Oesterreich (1997), 979 f. und schon (1992), 48–51; (1994), 155–158; (1996), 187–190.

[62] Diese hermeneutische Asymmetrie wiederholt sich hinsichtlich des Verständnisses der Geschichte (R5, 341 f.).

V.

Wie spricht man im deutschen Verstehensraum über ‚Deutschtum‘? Fichtes Gebrauch des Wortes „deutsch“ in den *Reden* ist auf den ersten Blick unklar. Wenn Fichtes Behauptung ernst zu nehmen ist, dass ‚Deutschtum‘, weil es angeblich ‚Menschheit‘ meint, nicht von Herkunft und Sprache abhängig ist, dann ist die schlichte Frage zu stellen, warum er eben doch den Begriff „deutsch“ benutzt. Seine Sprachbetrachtungen sind Spekulationen über eine ganz bestimmte Sprache, nämlich die deutsche, die eben nicht beliebig durch ‚Französisch‘, ‚Ungarisch‘, ‚Russisch‘, gar ‚Hebräisch‘ etc. ersetzt werden kann. Die Spannung zwischen ‚dem Deutschen‘ und ‚der Menschheit‘ wird spekulativ aufgeladen und vermittelt so das Gefühl, *im* Partikularen unvermittelt das Universelle zu haben.

Zunächst meint Fichte mit „deutsch“ ein bestimmtes partikulares Kollektiv, das gegen die Kollektive des „Auslandes“ abgegrenzt wird; dies ist der offensichtliche und seinen Zuhörern eingängige Gebrauch. Er beginnt seine erste Rede damit, seine Zuhörer als „Deutsche“ anzureden (R1, 267: „deutsche Zuhörer“), um dadurch ein „Zusammenfließen mit dem Auslande ab[zu]wehren“ (R1, 266).[63] Was in den ersten drei Reden als Fichtes Zuhörern in seiner Extension völlig klarer Begriff präsentiert wird: „deutsch“ als Bezeichnung eines partikularen Kollektivs, das nicht definiert wird, aber an ein affektives Vorverständnis appelliert (R1, 267–270 mit der expliziten Drohung, dass andere Gefühle nicht am Platz sind) –, wird von Fichte in dem Moment, in dem er anfängt, die Eigenschaft „deutsch“ explizit zum Thema zu machen, zu Beginn der 4. Rede, extensional diffundiert: Hier zeigt sich, dass er es von Anfang an darauf angelegt hat, die Extension – sicher nicht die Intension – von „deutsch“ im Unklaren zu lassen. „Deutsche“ nämlich sind für ihn nicht nur diejenigen, die jetzt die Sprache sprechen, die man seit Luther als „Deutsch“ bezeichnet; auch „die Skandinavier“ sollen „hier unbezweifelt für Deutsche genommen werden“ (312). Auch „Skandinavier“ können Fichtes Reden verstehen, wenn Fichte (als

[63] Vgl. R2, 283: „mit dem Auslande zusammenfließt“; R8, 382: „ohne Einmischung und Verderbung durch irgendein Fremdes und in das Ganze der Gesetzgebung nicht Gehöriges“. In diesem Sinn sind auch die Wendungen „deutsche Nation“ (die „im Dasein erhalten“ werden soll) (R1, 274, vgl. 280: „Erhaltungsmittel einer deutschen Nation überhaupt“), „deutsche Nationalerziehung“ (277) zu verstehen. Die von Fichte schon von Anfang an gebrauchten Zusätze „schlechtweg“ (dreimal auf 266, 269), „schlechthin“ (276, 277), „überhaupt“ (266, 280), „als solcher“ (268) können auch erst einmal nur so verstanden werden, wie sie am Anfang eingeführt wurden: dass das Partikularkollektiv der deutschen Sprachgemeinschaft gemeint ist – ungeachtet aller sonstigen politischen etc. Trennungen *innerhalb* dieses Kollektivs. Angesichts der späteren Benennung der Deutschen als „Urvolk“, „Volk schlechtweg“ zu Beginn der 7. Rede (359) sollte der Interpret aber hier schon aufmerksam werden. – Schon wenig später spricht Fichte von der „Denkart“, „sich als Deutschen schlechtweg“ zu denken; diese „Denkart“ soll darin bestehen, „daß man nicht gefesselt sei durch den Schmerz, daß man die Wahrheit sehen wolle, und den Mut habe, ihr ins Auge zu blicken“ (R1, 269); diese Formulierung lässt offen, ob es sich um die konkrete politische Situation handelt (Engelbrecht (1933), 113: „provincial particularism of any kind has no further right of existence“) oder um eine Denkart „schlechtweg“; dann wäre „deutsch“ ein Synonym für eine viel allgemeinere Eigenschaft, nämlich „wahrheitsliebend“. – Die Formulierung 278, „daß bisher alle Fortentwicklung der Menschheit in der deutschen Nation vom Volke ausgegangen“, ist zunächst einmal so zu lesen, daß die „in“-Klausel sich auf das „vom Volke ausgegangen“ bezieht; aber es ist grammatisch eben nicht klar, ob es sich nicht *auch* auf „Fortentwicklung“ beziehen kann: Die Menschheit entwickelt sich (nur) in der deutschen Nation fort.

PhJb 2/04 / p. 402 / 28.7.

Deutscher) „für Deutsche schlechtweg" redet; extensional gemeint ist mehr als das, was man linguistisch als die deutsche Sprachgemeinschaft bezeichnen kann.[64] Ein empirisch überprüfbares Kriterium für die Trennung von deutscher und anderen Sprachgemeinschaften will Fichte auch gar nicht angeben; das „echt Deutsche" (326) verträgt eine solche Bestimmung nicht (vgl. 314, 325). Konsequent wechselt er in der 4. Rede denn auch vom Plural in den Singular: es geht nicht mehr um „die Deutschen" (als Bezeichnung einer Menge von Personen), sondern um „den Deutschen an und für sich" (311), den „wahren Deutschen" (326; vgl. bis zum Ende der 4. Rede [327] die durchgängige Rede von „dem Deutschen") – letztlich um den „deutschen Geist" (R5, 339 [2x], R6, 357).[65] Dieser Übergang erlaubt eine willkürliche Extensionsbestimmung.[66],[67]

Der Endpunkt der extensionalen Diffundierung findet sich am Ende der 7. Rede, in der „endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus[tritt], was wir in unsrer bishe-

---

[64] Was mit Hinweis auf 313 gern von den Fichte-Apologeten betont wird (vgl. Hammacher (1976), 120; (1996), 218; Heinrichs (1990), 52 f.; Oesterreich (1990), 76; (1994), 150; (1996), 186; (1997), 987), nämlich dass Fichte für „Deutschtum" nicht das Kriterium der Abstammung verwende („biologischer Rassismus"), ist, abgesehen davon, dass kein Rassist jemals das Abstammungskriterium *per se* zum Kriterium gemacht, sondern es immer mit „Werten" verknüpft hat, die mit dem Blut mitgegeben seien, eine Halbwahrheit. In der Tat schärft Fichte ein: „Ebensowenig wolle man auf den Umstand ein Gewicht legen, daß in den eroberten Ländern die germanische Abstammung mit den frühern Bewohnern vermischt worden" (313). Entscheidend ist aber die Begründung für diese Unwichtigkeit: „denn Sieger und Herrscher und Bildner des aus der Vermischung entstehenden Volkes waren doch nur die Germanen" (313; vgl. Meier (1940), 168). Allerdings ist Befürwortung von Abstammungs‚reinheit' als Kriterium Fichte wirklich nicht zu unterstellen. Die NS-Rezeption hatte damit ihre Schwierigkeiten: „Daß ein Volk eine *Blutsgemeinschaft* ist, weiß Fichte natürlich [...]. Er betont aber die Blutsgemeinschaft noch nicht als Hauptsache. Wichtiger ist ihm, dass ein Volk auf einem bestimmten Gebiet gemeinsam wohnt, also bestimmte *Beziehungen zum Boden* hat [Fichte: „von den angegebnen Veränderungen ist nun die erste, die Veränderung der Heimat, ganz unbedeutend" (313, vgl. deutlich auch R13, 460)]" (Johann Gottlieb Fichte, *Reden an die deutsche Nation. Mit einer Einleitung von Hermann Schneider*, Stuttgart: Kröner 1943, XXII f.). Vgl. schon *Fichtes Schriften zur Gesellschaftsphilosophie. I. Teil: Reden an die deutsche Nation. Eingeleitet, erläutert und mit Anmerkungen versehen von Dr. Hans Riehl*, Jena: Gustav Fischer 1928, 501 und die bei Lauth (1978), XXIII zitierte Stelle von Walz. Eine frühe Richtigstellung findet sich bei Engelbrecht (1933), 153 Anm. 4a: „In view of the latest manifestations of nationalism in Germany (the Hitler movement), it is well to note that Fichte did not consider ‚racial purity' possible or necessary to German national unity. See especially the *Reden*. Lect. 4."

[65] Schon in R1, 266 ist von dem „gemeinsamen Grundzug der Deutschheit" die Rede; vgl. PG 421. Die 8. Rede beginnt mit dem Satz: „Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: was ist der Deutsche, im Gegensatze mit anderen Völkern germanischer Abkunft?" (377)

[66] Er ist eine der entscheidenden chauvinistischen Strategien, wird doch mit ihm die „sinnliche Wahrnehmung" insgesamt verlassen, um sich um so willkürlicher bei der Kategorisierung und Ausgrenzung einzelner Personen wieder auf sie berufen zu können. So wird Hamann, zweifelsohne ein Sprecher des Deutschen, als „undeutscher Geist unter uns" bezeichnet (R5, 333, vgl. „Seit sechs Jahren" [1801], GA I/7, 158 f.; Janke (1994), 37 Anm. 7), vgl. zu Schelling R7, 376. – Die kategoriale Trennung in lebendige und tote Sprachen erlaubt es auch, nicht mehr von „den Ausländern", sondern von „dem Ausländer" zu sprechen (326).

[67] Dieser Wechsel wird ab der 5. Rede teilweise wieder rückgängig gemacht; hier ist wieder von „der Eigentümlichkeit der Deutschen" (328, vgl. 329, 336, 337 [2x]: „die Deutschen") die Rede, vgl. aber 328: „den Deutschen", 337, 338: „beim Deutschen". Die 6. Rede spricht von den „deutschen Grundzügen in der Geschichte", die zweifelsohne wieder auf die Sprechergemeinschaft des Deutschen restringiert sind: es geht zunächst um die „in gewissem Sinne vollendete Welttat des deutschen Volkes", die Reformation (455–462), dann um die deutsche Philosophie (462–465). Hier ist 354 dreimal von „der Deutsche" die Rede.

PhJb 2/04 / p. 403 / 28.7.

rigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben“ (R7, 374). Zunächst reformuliert Fichte die Unterscheidung zwischen „lebendig“ und „tot“ unter Zuhilfenahme des zwischenzeitlich entwickelten Freiheitsbegriffs:

> Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube, oder ob man alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von diesem allem stattfinde. (R7, 374)

Damit wird das ganze „Menschengeschlecht“ in genau zwei Gruppen geteilt:[68] „alle, die“ die Freiheit „lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche“. Im Gegensatz dazu sind „alle“ anderen „als Volk betrachtet, außerhalb des Urvolks, und für dasselbe Fremde und Ausländer“ (R7, 374). Was sich als extensionale Bestimmung der zwei Gruppen des gesamten „Menschengeschlechts“ gibt, wird *direkt*, ohne Zwischensatz, mit der extensionalen Bestimmung der deutschen Gemeinschaft kontaminiert: „In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg oder Deutsche nennt [...]“ (R7, 374).[69]

VI.

Soll über das „geistige Leben“, die „höhere gesellschaftliche Ordnung“, die „sittliche Weltordnung“ als „übersinnliche Weltordnung“ (R3, 297) geredet werden, so kann dies offensichtlich nur im „übersinnlichen Teil der Sprache“ geschehen. Die „sittliche Weltordnung“ ist keine Ordnung, die nur für Deutsche gelten könnte, sondern ist die zukünftige Ordnung der Menschheit, des „Menschengeschlechts“ insgesamt. Höchste Aufgabe der Sprache ist es, über diese sittliche Weltordnung des Menschengeschlechts zu reden (damit ist sie eine philosophische, vgl. R5, 339). Diese Aufgabe kann von einer toten Sprache nicht erfüllt werden, sondern nur von der lebendigen – also der deutschen. Deshalb muss die sinnliche Wahrnehmung, die dem deutschen Begriff der Menschheit und des Menschengeschlechts zugrundeliegt, in ihrem klaren analogischen Konnex zur Bezeichnung des Übersinnlichen benannt werden können.[70]

Ex negativo beschäftigt sich Fichte mit dieser sinnlichen Wahrnehmung in seiner Polemik gegen den Gebrauch des Wortes ‚Humanität‘ im Deutschen, abgeleitet aus dem lat. ‚humanitas‘. Dieses Wort soll einen „übersinnlichen“ Begriff bezeichnen, der den Deutschen fremd bleiben muss – und das heißt: für den sie keine eigenen sinnlichen Anschauungen haben. Fichte übersetzt diesen Begriff nicht mit

---

[68] Zu Fichtes polarisierender Redeweise vgl. die Analyse der 5. Rede bei Ehrlich (1977), 230–236.

[69] Dies soll auch die etymologische Bedeutung von „deutsch“ sein (R7, 359). Vgl. zum Übergang zum Menschengeschlecht auch R7, 383 f., R14, 496 („Weltherrschaft“).

[70] Vgl. die Forderung, das „Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu steigern, daß ihr [i. e. der Erziehung] Zögling von der heißen Liebe und Sehnsucht dafür, und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt, [...] ergriffen worden“ (R1, 275).

‚Menschheit' oder ‚Menschengeschlecht', sondern mit „Menschlichkeit". Die ihm zugrundeliegende sinnliche Erfahrung ist den Deutschen nicht fremd. Nur ist das, was sie verstehen, nicht identisch mit dem, was ihrem Begriff von „Menschengeschlecht" zugrundeliegt. Denn die dem Wort ‚humanitas' zugrundeliegende sinnliche Erfahrung soll nur die Grenze zwischen Mensch und Tier bezeichnen; „der Deutsche" übersetzt sich das Wort ‚humanitas' in „Menschlichkeit" und fügt sogleich hinzu: „das ist man nicht eben viel, wenn man ein Mensch ist und kein wildes Tier" (322); diese Grenzbezeichnung wird von ihm „nach der unaustilgbaren Natur seiner Nationaleinbildungskraft nur [ge]faßt als das Bekannte, das gar nicht zu erlassen ist" (322). Mit ihr kann nicht gemeint sein, was das deutsche Wort ‚Menschheit' oder ‚Menschengeschlecht' meint, denn in diesem muss der Verweis auf die „sittliche Weltordnung", die in Freiheit zu verwirklichen ist, enthalten sein. Deshalb wäre die Implementierung dieser Grenzbezeichnung in die deutsche Sprache eine „Herabstimmung der frühern sittlichen Denkart durch unpassende und fremde Sinnbilder" (323, vgl. 322). In der Terminologie der Differenz von „lebendiger" und „toter" Sprache formuliert: die dem Wort ‚humanitas' zugrundeliegende sinnliche Anschauung ist unklar. Die Pointe der Polemik gegen die Humanität findet sich erst in der 7. Rede: die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier stellt beide *letztlich* auf eine Stufe und verhindert so den unendlichen Fortschritt des Menschengeschlechts (R7, 366 f.).

Was das sinnliche Äquivalent des deutschen Wortes ‚Menschheit' und ‚Menschlichkeit' sein soll, sagt Fichte hier nicht. Er behauptet etwas nach dem bisher Gesagten Unerwartetes: dass der Deutsche die Grenzbezeichnung akzeptiert, aber für selbstverständlich und deshalb nicht ausreichend für die Bestimmung von Sittlichkeit hält, hat seinen Grund darin, dass „die Menschheit in seiner [des Deutschen] Sprache nur ein sinnlicher Begriff geblieben, niemals aber wie bei den Römern zum Sinnbilde eines übersinnlichen geworden" (322). Der für Fichte zweifellos zentrale Begriff des „Menschengeschlechts" – eine übersinnliche Bezeichnung zur Gesamtheit aller Menschen – hat seine sinnliche Wurzel in einer ganz anderen Anschauung als der der Differenz von Mensch und Tier. Die „Bemerkung der einzelnen menschlichen Tugenden" ist die klare sinnliche Wahrnehmung, die die Basis für einen adäquaten „übersinnlichen" Begriff von Menschheit bildet: „[U]nsere Vorfahren" haben „vielleicht lange vorher die einzelnen menschlichen Tugenden bemerkt und sinnbildlich in der Sprache bezeichnet" (322). Auf dieser Basis sind „sie darauf gefallen, dieselben in einem Einheitsbegriffe, und zwar als Gegensatz mit der tierischen Natur, zusammenzufassen" (322); *dadurch* entsteht ein adäquater Begriff von ‚Menschengeschlecht'. Bei der Rede von „einzelnen Tugenden" kann es sich nicht um die verschiedenen Tugenden, also Tapferkeit, Besonnenheit etc. handeln. Vielmehr muss es sich – da diese Tugenden *bemerkt* werden – um die Tugenden *einzelner Personen* handeln: Wahrgenommen wird, was einzelne Personen tugendhaft tun.

Daraus folgt zwar, dass nur Deutsche eine klare Wahrnehmung tugendhafter Handlungen haben können, nicht aber, dass nur Deutsche tugendhafte Handlungen vollbringen können. Wäre dem so, müsste man sagen, dass das sinnliche Korrelat des übersinnlichen Begriffs des ‚Menschengeschlechts' ausschließlich Deutsche sein

PhJb 2/04 / p. 405 / 28.7.

können. Trotzdem bleibt: Über das, was das Ziel des ‚Menschengeschlechts‘ ist, „die sittliche Weltordnung“ können sich nur Deutsche adäquat verständigen, weil nur sie eine klare Wahrnehmung des Sittlichen haben. Und da nur sie es können, ist der Fortschritt des ‚Menschengeschlechts‘ auch nur von ihnen zu erwarten. Der Fichtesche Gebrauch des Wortes „deutsch“ ist *nicht* unklar.[71] Er ist nicht nur von Fichte so beabsichtigt, sondern begründet in seinem Ideal der „lebendigen Sprache“: jetzt und bis auf weiteres sind die einzigen Weltbürger – die Deutschen. Und deshalb sind sie auch die einzigen Patrioten.[72]

Die Rezeption der Fichteschen *Reden* ist von Anfang an geprägt durch ein Entweder-Oder. Entweder werden die chauvinistischen („die Deutschen“) oder die universalistischen („die Menschheit“, „das Menschengeschlecht“) Töne des Textes betont.[73] Eine solche Entweder-Oder-Rezeption geht nicht mit einem „Widerspruch“[74]

---

[71] Gegen Radrizzanis (1990), 19 Rede von der „so zweideutig und mißverständlich ‚deutsch‘ genannten Nation“; vgl. Schrader (1996), 165, 172; Oesterreich (1997), 988.

[72] „[I]n der Konsequenz wird aus der Menschheit die Deutschheit.“ (Willms (1967), 148, vgl. 151 f.; deutlich Linares (1972), 126 f.) „Sind wir bisher im Gange unsrer Untersuchung richtig verfahren, so muß hierbei zugleich erhellen, *daß nur der Deutsche* – der ursprüngliche, und nicht in einer willkürlichen Satzung erstorbene Mensch, *wahrhaft ein Volk hat*, und auf eins zu rechnen befugt ist, und daß nur er der eigentlichen und vernunftgemäßen Liebe zu seiner Nation fähig ist.“ (R8, 378, Hervorh. CS) Nur die Deutschen haben deshalb einen „Nationalcharakter“ (R8, 382, vgl. R12, 446, 459). *„[N]ur der Deutsche demnach kann Patriot seyn; nur er kann, im Zweke für seine Nation, die gesammte Menschheit umfaßen; dagegen von nun an*, seit der Erlöschung des VernunftInstinktes und dem Eintritte allein des Egoismus in Klarheit, *jeder andern Nation Patriotismus selbstisch, engherzig, und feindselig gegen das übrige Menschengeschlecht, ausfallen muß.*“ (PG 404 f., Hervorh. CS) Vgl. auch den Beginn der 4. Rede: die „Fähigkeit und Empfänglichkeit einer solchen Bildung“ liege „ausschließend vor allen andern europäischen Nationen“ im deutschen Nationalcharakter (311), ferner R6, 354, und R14, 498. Deshalb ist auch der Fichtesche Kosmopolitismusbegriff einer des *deutschen* Kosmopolitismus, vgl. deutlich R1, 274 die Rede vom „neue[n] Leben, das entweder ihr [i.e. der Nation] ausschließendes Besitztum bleibt oder, falls es auch von ihr aus an andere kommen sollte, ganz und unverringert bleibt bei unendlicher Teilung“, und v. a. die Formulierungen R8, 380 und R12, 456 f. Vgl. noch „Aus dem Entwurfe zu einer politischen Schrift im Frühlinge 1813“: „Der Fremde bedarf gar nicht sich umzuwandeln, er bedarf nur sich zu *erheben*“; „Es ist dabei nicht zu vergessen, dass alles Gemeinsame der europäischen Völkerrepublik, und alles, was diesen Bürger allenthalben auszeichnet, – Grossmuth, Humanität [!], Rittersinn, Galanterie, – ursprünglich deutsche Nationalzüge sind.“ (SW VII, 572) Dem widerspricht auch nicht die politische ‚Expansionsunwilligkeit‘ als Grundzug der Deutschen, vgl. R13, 460–466. *Allerdings* lässt sich R13, 467 und 471 f. wirklich nur als Forderung einer gleichberechtigten Entwicklung aller Völker lesen – diese Stelle wird von den Fichte-Apologeten gerne zitiert (Verweyen (1975), 219 f.; Radrizzani (1990), 10; Schrader (1990), 32; Lauth (1992), 213 f., Oesterreich (1997), 990 f.; vgl. auch Schrader (1996), 166).

[73] Vgl. Nordalm (1999), 214 f. Eindeutig auf die nationalistische Seite schlägt sich Immanuel Hermann Fichte im Vorwort seiner 1859 veranstalteten Neuausgabe der *Reden* (*Reden an die deutsche Nation. Von Neuem herausgegeben und eingeleitet durch Immanuel Hermann Fichte*, Tübingen: Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung). Eine unmittelbare demokratische, d. h. „universalistische“ Reaktion darauf findet sich in: Anon., *Noch ein Nachwort zu der neuen Ausgabe von Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation, mit einem politischen Fragmente desselben* [i. e. „Die Republik der Deutschen“ (GA II/10)]. – Aufschlussreich für die Zeit vor dem ersten Weltkrieg ist der Vergleich der beiden Vorworte von Rudolf Eucken und Arthur Liebert zu ihren Ausgaben der *Reden: Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eingeleitet von Rudolf Eucken*, Leipzig: Insel 1919 (1915, 1922, 1925), insbes. XI–XIII; *Fichtes Reden an die deutsche Nation. Für die deutsche Bibliothek herausgegeben von Arthur Liebert*, Leipzig: Spamersche Buchdruckerei [1912].

[74] Meinecke (1907), 117; ihm folgend Hammacher (1996), 217 f.

PhJb 2/04 / p. 406 / 28.7.

in Fichtes Text um, sondern verkennt die hypertrophe Grundgeste von Fichtes ‚Deutschtumsphilosophie' : in einem einzigen – nämlich dem deutschen – Partikularen *und nur in ihm* das Universelle sich manifestieren sehen zu wollen.

Mit der Doppelbestimmtheit als partikular und universal hat das Patriotismus-Konzept schon von Anfang an laboriert. Fichtes Überlegungen gehen mit ihr allerdings in einer Weise um, die ihn von dem normalen Patriotismus-Konzept gravierend unterscheidet: dass es sinnvoll nur auf ein Volk, nämlich die Deutschen, anzuwenden sei. Fichte bearbeitet diesen Widerspruch nicht mehr, sondern *löst ihn auf*:[75] Er übersteigert den Gegensatz von Kosmopolitismus und Patriotismus in der Entgegensetzung des einen Kollektivs, das sich zu Recht „Volk" nennen und deshalb der einzig sinnvolle Kandidat für Patriotismus und Kosmopolitismus sein kann, und dem „Ausland", auf das nicht einmal dieser Gegensatz anwendbar ist.[76]

VII.

„Dies sei die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechts auf der Erde, [...] daß es mit Freiheit sich zu dem mache, was es eigentlich ursprünglich ist." (R3, 306) Fichte verstand seine Philosophie immer als eine Philosophie der Freiheit.[77] Deshalb darf er nicht den Eindruck entstehen lassen, das, was er vorträgt, sei nur die Performanz dessen, wozu die deutsche Sprache kraft ihrer inneren Verfasstheit (als ‚langue') zwingt. Ebenso dürfen seine Zuhörer nicht den Eindruck erhalten, ihnen solle nur nahegebracht werden, was ihr Schicksal ihnen als Deutsche schon vorherbestimmt hat. Sich auf sein Deutschtum zu besinnen soll der höchste Akt der Freiheit sein.

Dass ein Mensch ‚Deutscher' ist, d. h. Deutsch sprechen kann, heißt nicht, dass er jetzt *de facto* adäquat über das Menschengeschlecht spricht. Im Gegenteil: jetzt, 1807/8 scheint – oberflächlich betrachtet – die deutsche Sprache genauso tot zu sein wie alle anderen Einzelsprachen. Fichte hält den „möglichen Einwurf" für richtig, „daß, wenn dies [dass die Deutschen das „Urvolk", das Volk, „das das Recht hat, sich das Volk schlechtweg, im Gegensatz mit andern von ihm abgerissenen Stämmen zu nennen"] deutsche Eigentümlichkeit sei, man werde bekennen müssen, daß dermalen unter den Deutschen selber wenig Deutsches mehr übrig sei" (359).[78] Des-

[75] Fischer (1995) spricht deshalb davon, dass Fichte „die vorhandenen Denkfiguren in einem Maße radikalisieren [kann], daß die Idee der bürgerlichen Verfassung in ihr Gegenteil *umschlägt*" (260, vgl. 269 f.; vgl. Willms (1967), 150 f.; De Pascale (1991), 71; Maesschalck (1996), 8–12; (2000), 1–6).

[76] Vgl. David (1989), 152. Strukturell findet sich hier dieselbe Operation wie bei Carl Schmitt, der den grundlegenden politischen Gegensatz von Freund und Feind übersteigert durch einen Gegensatz zwischen denen, die diesen Gegensatz anerkennen und diejenigen, die es nicht tun: die Universalisten als Feinde der Freund-Feind-Unterscheidung (vgl. Gross (2000), 310–313).

[77] Vgl. Briefentwurf an Baggesen v. April/Mai 1795, GA III/2, 300 und Brief an Reinhold v. 8. 1. 1800, GA III/4, 182.

[78] Dies ist durchaus ihre „Schuld" (R5, 332). Deshalb ist Verweyens (1975), 214 Anm. 30, 216 (vgl. ähnlich De Pascale (1991) 83 f.) mit Hinweis auf Gadamer vorgetragene Deutung, Fichte bezeichne eine Sprache dann als „lebendig", wenn es einen hinsichtlich eines geschichtlichen Ursprungs *faktischen* Traditionszusammenhang in ihr gebe, abzulehnen: der faktische Traditionszusammenhang kann eben gerade unter-

PhJb 2/04 / p. 407 / 28.7.

halb kann die o. g. „Begebenheit“ nicht eine faktische Evidenz der Sonderstellung des Deutschtums sein. Die „Begebenheit“, die zeigt, dass das Deutsche keine „tote“ Sprache ist, sollte die empirische Tatsache sein, dass Fichte 1807/8 die *Reden an die deutsche Nation* hält. Aber warum konnte er sie halten? Und warum konnte er sie nur auf deutsch halten?

Die deutsche Sprache hat ihn nicht dazu gezwungen; er hält seine *Reden* aus freien Stücken. Aber er kann sie nur halten, weil die deutsche Sprache es zulässt. Keine Sprache, auch keine lebendige, kann *als Sprache* verhindern, dass sie von ihren Sprechern „ertötet“ wird: dass ihre Sprecher sich eine andere Sprache „erobern“ und darüber die eigene – und damit ihre eigene sinnliche Wahrnehmung – zurücklassen. Für diese Tendenz zur „Ertötung“ gibt es sogar gute Gründe, die auch „die Deutschen“ betreffen – den Willen, nicht zu den Barbaren zu zählen.[79] Dieser Wille muss gehemmt werden können, sonst müsste jede Sprache, auch die deutsche, sterben. Die Fähigkeit zur Hemmung dieses Willens ist nun *keine* allgemeine Eigenschaft des „Menschengeschlechts“, sondern einigen Völkern vorbehalten, jetzt den Deutschen. Sie besteht in dem Willen, auf dem Eigenen zu beharren, d. h. „Fleiß und Ernst [zu] haben und Mühe an[zu]wenden“ (R7, 337),[80] um die Sprache lebendig zu halten:[81] die eigene sinnliche Basis der übersinnlichen Begriffe darf nicht vergessen werden. Es ist eine *natürliche* Fähigkeit der Deutschen, in ihrer Sprache das Eigene zu behalten. Sie beruht auf der spezifischen natürlichen Organisation der deutschen Sinneswahrnehmung: „Naturgemäßheit von deutscher Seite, Willkürlichkeit und Künstelei von der Seite des Auslandes sind die Grundunterschiede“ (R5, 337).[82] Die *faktische* Lebendigkeit einer Sprache ist deshalb keine Eigenschaft der Sprache selbst, sondern eine Eigenschaft, die durch eine Leistung – „Fleiß und Übungen“ (R7, 339) – ihrer Sprecher zustande kommt.

Weil diese Fähigkeit nicht ihre notwendige Realisierung in sich enthält, können die Deutschen ihr Deutschtum ums Ganze verfehlen. Auch für die deutsche Sprache besteht die reale Gefahr ihres Todes. Deshalb gibt es den Zeitpunkt, an dem sich entscheidet, ob die deutsche Sprache stirbt oder nicht. Es ist der Zeitpunkt der alles

---

brochen sein. Verwiesen werden kann auf „Aus dem Entwurfe ...“ (1813): „Und das ist eben die Merkwürdigkeit: der Charakter anderer Völker ist gemacht durch ihre Geschichte. Die Deutschen haben als solche keine *Geschichte;* was ihren Charakter erhalten hat ist darum etwas schlechthin *Ursprüngliches;* sie sind gewachsen, ohne Geschichte.“ „[Die Franzosen] haben kein eigen gebildetes Selbst, sondern nur, durch die *allgemeine Übereinstimmung*, ein rein *geschichtliches;* dagegen hat der Deutsche ein metaphysisches.“ (SW VII, 565 f.; vgl. schon Meinecke (1907), 124 Anm. 2)

[79] Als „Grundquell [der] Ausländerei“ gibt Fichte den deutschen „Glaube[n] an die größere Vornehmheit des romanisierten Auslandes, nebst der Sucht, ebenso vornehm zu tun“ (R5, 337) an. Dieser Glaube ist eine Variante der „Grundseuche des ganzen germanischen Stammes“ – seiner „Treuherzigkeit“: „Die Germanier glaubten der Barbarei nicht anders loswerden zu können, als wenn sie Römer würden.“ (R5, 336) – Der Begriff „Barbaren“ – diejenigen, die unverständlich stammeln – ist mit Bedacht gewählt: die scheinbaren Barbaren sind in Wirklichkeit die lebendigen Sprecher und umgekehrt: die, die so scheinen, sind die wirklichen Barbaren – denn sie sprechen eine tote Sprache.

[80] Vgl. R6, 345; 348: „deutschem Ernst und Gemüt“; 350: „deutscher Ernst“ (2x); R7, 360: „Ernst und unmittelbares Eingreifen in das Leben“; R13, 469: „deutscher Gründlichkeit und Ernstes“; 470: „Gründlichkeit, Ernst und Gewicht unsrer Denkweise“.

[81] Vgl. 339 und PG 408 f. die Kritik einer Sprache, die „sich gleichsam von selber schreibt“.

[82] Vgl. R5, 337 und R7, 360.

PhJb 2/04 / p. 408 / 28.7.

entscheidenden Krise. Geht es um den Tod der deutschen Sprache, ist diese Krise nicht nur eine des Deutschtums, sondern des Menschengeschlechts insgesamt. Der Zeitpunkt der Krise ist jetzt – 1807/8 – gekommen: „[R]ettet nicht der Deutsche den Kulturstand der Menschheit, so wird kaum eine andere Europäische Nation ihn retten."[83] „Bedenket, daß ihr die letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht." (R14, 597) In der (ungedruckten) „Anwendung der Beredsamkeit für den gegenwärtigen Krieg" heißt es, in diesem Krieg solle

> die Frage entschieden werden, ob dasjenige, was die Menschheit seit ihrem Beginne durch tausendjährige Aufopferungen an Ordnung und Geschicklichkeit, an Sitte, Kunst und Wissenschaft, und fröhlichem Aufheben der Augen zum Himmel errungen hat, fortdauern und nach den Gesetzen der menschlichen Entwickelung fortwachsen werde; oder ob alles, was Dichter gesungen, Weise gedacht und Helden vollendet haben, versinken solle in den bodenlosen Schlund einer Willkür, die durchaus nicht weiss, was sie will, ausser dass sie eben unbegrenzt und eisern will! (SW VII, 506; vgl. R3, 306)

Der erste Schritt zur Lösung der Krise des deutschen Volkes und damit des Menschengeschlechts kann nur in der Erinnerung an die exklusive Fähigkeit der Deutschen bestehen – in dem Aufruf, ihre Freiheit zu gebrauchen, indem sie sich mit „Fleiß und Übungen" (R7, 339) auf die Lebendigkeit ihrer Sprache besinnen.[84]

Wie Fichte performativ ‚beweist', dass die deutsche Sprache momentan wirklich die einzig lebendige Sprache ist, habe ich darzustellen versucht: *dadurch, dass* er in dieser lebendigen Sprache die Unterscheidung zwischen lebendiger und toter Sprache trifft. *Ob* dieser Beweis seine Zuhörer überzeugt und ob sie den in den *Reden* aufgewiesenen Ausweg aus der Krise weitergehen oder nicht, muss Fichte offen lassen: es ist ihrer Freiheit anheimgestellt.[85] Aber diese Freiheit ist nur eine scheinbare. Sie ist keine Freiheit, die für Fichtes Zuhörer handlungsleitend würde, nachdem sie sich von ihm überzeugen ließen – nach einer Abwägung, einem Distanzieren vom Gesagten, um es auf seine Tragfähigkeit zu prüfen.[86] Es ist eine Freiheit, die *zugleich mit ihrer Behauptung zerstört wird* – durch die Behauptung, diejenigen, die Fichtes Option nicht akzeptierten, verstünden gar nicht wirklich, „wovon eigentlich hier die Rede sei" (R5, 328); „so bleiben diese stumm in der Gemeine" (320).[87]

Der o. g. performative ‚Beweis' hat nur Überzeugungskraft für jemanden, der die

---

[83] PG 436; vgl. das obige Motto.

[84] Dies reicht freilich nicht aus, wie in der 12. Rede dargelegt wird, vgl. R12, 451–459.

[85] Durch die *Reden an die deutsche Nation* „wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klar gewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern, um ihren Kreis zu schließen" (R7, 374 f.). Vgl. allerdings R5, 332: „Diese lebendige Wirksamkeit des Gedankens wird nun sehr befördert, ja, wenn das Denken nur von der gehörigen Tiefe und Stärke ist, sogar *notwendig gemacht* durch das Denken und Bezeichnen in einer lebendigen Sprache." (Hervorh. CS)

[86] Mit PG könnte man dieses eminente Verstehen so beschreiben, „daß man sich diese Begebenheit nicht nur so, als ein fremdes, kann erzählen laßen, sondern daß man als thätiger Mitarbeiter selbst mitwirken [Nachgel. Werke: einwirken] muß, wenn sie an uns gelangen soll" (402).

[87] Dies gegen Oesterreich (1997) zu R14, 923 f., 989. Vgl. zum Freiheitsbegriff in den *Reden* R2, 281 f. und v. a. R7, 369–372.

Unterscheidung zwischen „lebendigen“ und „toten“ Sprachen versteht; dass ein Sprecher einer „toten Sprache“ diese Unterscheidung nicht verstehen kann, ist Teil des ‚Beweises‘. Dass jedoch ein Sprecher einer „lebendigen Sprache“ wirklich begreift, dass er ein solcher ist, d. h. „wirklich versteht, wovon hier die Rede sei“ (R5, 328), folgt nicht aus dem ‚Beweis‘ ; es muss vorausgesetzt werden. Fichte ist sich dessen bewusst. Deshalb beruft er sich auf ein Gefühl, eine „unmittelbare Erfahrung“ – zunächst bei sich selbst, dann aber auch bei seinen Zuhörern. In der 9. Rede sagt er, der „Grundunterschied“ zwischen „den Deutschen“ und „dem Ausland“ könne selbst nicht bewiesen, sondern nur gefühlt werden.

> Ob nun, so streng auch die Glieder dieses Beweises aneinanderschließen mögen, derselbe auch andere ergreifen und sie zur Tätigkeit aufregen werde, hängt zuallererst davon ab, ob es so etwas, wie wir deutsche Eigentümlichkeit und deutsche Vaterlandsliebe geschildert haben, überhaupt gebe, und ob diese der Erhaltung und des Strebens dafür wert sei, oder nicht. Daß der – auswärtige oder einheimische – Ausländer diese Frage mit Nein beantwortet versteht sich; aber dieser ist auch nicht mit zur Beratschlagung berufen. Übrigens ist hierbei anzumerken, daß die Entscheidung über diese Frage keineswegs auf einer Beweisführung durch Begriffe beruht, welche hierin zwar klarmachen, keineswegs aber über wirkliches Dasein oder Wert Auskunft zu geben vermögen, *sondern daß die letztern lediglich durch eines jeglichen unmittelbare Erfahrung an ihm selber bewährt werden können.* [...] Nichts verhindert, daß, da ich gerade rede, ich in dem angegebenen Falle dieser Einzige sei, der da versichert, daß er aus unmittelbarer Erfahrung an sich selbst wisse, daß es so etwas, wie deutsche Vaterlandsliebe gebe, daß er den unendlichen Wert des Gegenstandes derselben kenne, daß diese Liebe allein ihn getrieben habe, auf jede Gefahr zu sagen, was er gesagt hat und noch sagen wird [...]. Wer dasselbe in sich fühlt, der wird überzeugt werden; wer es nicht fühlt, kann nicht überzeugt werden, denn allein auf jene Voraussetzung stützt sich mein Beweis. (R9, 399; Hervorh. CS)

Für den „Grundunterschied“ soll also selbst kein „Beweis“ geliefert werden, sondern er soll in „unmittelbarer Erfahrung“ „gefühlt“ werden. Aber diese „unmittelbare Erfahrung“ kann Fichte nicht bei seinen Zuhörern voraussetzen, sonst müsste er seine *Reden* in der Zeit der entscheidenden Krise des Lebens des ‚deutschen Volkes‘ nicht halten: davon, dass die Sprecher der deutschen Sprache wirklich verstehen, dass sie Sprecher einer „lebendigen Sprache“ sind, kann Fichte eben nicht ausgehen. Er muss diese „unmittelbare Erfahrung“ durch die *Reden* selbst erzeugen.

Das Gefühl für den „Grundunterschied“ ist mit einem Begriff benannt: „deutsche Vaterlandsliebe“. Welches Gefühl ist damit benannt? Was fühlt zunächst Fichte? Wenn ‚deutsch‘ eine Eigenschaft derjenigen sein soll, die die deutsche Sprache sprechen, dann kann dieses Gefühl, auf das Fichte sich beruft, nur sein, dass eine bestimmte Gruppe von Personen *sich versteht* – eine Trivialität, denn sie gilt für alle Sprecher irgendeiner, auch einer toten, Einzelsprache. Das Gefühl muss also sein, dass sich eine bestimmte Gruppe von Personen in einem *eminenten* Sinn versteht. Dieses eminente Verstehen hat einen Namen: es ist „lebendiges“ Verstehen.

„Deutsche Vaterlandsliebe“ kann kein Begriff einer „toten Sprache“ sein, weil er bezeichnet, was die Differenz zwischen „lebendiger“ und „toter“ Sprache erst verstehen lässt. Dann muss er – als „lebendige“ Bezeichnung eines „Übersinnlichen“ – auf sinnlicher Erfahrung beruhen. Diese „unmittelbare Erfahrung“ kann nur sein, dass sich Personen *in actu* lebendig verstehen. Die „deutsche Vaterlandsliebe“ muss

PhJb 2/04 / p. 410 / 28.7.

an eine aktuelle sinnliche Erfahrung des Sich-Verstehens zurückgebunden werden. Dieser aktuelle Verstehensprozess kann nur der sein, in dem Fichtes *Reden* von seinen Zuhörern selbst verstanden werden – nicht einfach, indem sie verstehen, was er sagt, sondern indem sie *dadurch* verstehen, wie ein dominanter Verstehensraum, in dem sich nur Deutsche befinden, funktioniert. Wer die *Reden* „lebendig" versteht, hat damit die Dominanz des deutschen Verstehensraums verstanden – und wer nicht, ist kein „wahrer Deutscher" (326).[88]

So beruht der oben vorgeführte performative ‚Beweis' dafür, dass das Deutsche eine lebendige Sprache ist, auf dem Gefühl, dass *hier und jetzt unter Deutschen* etwas Lebendiges geschieht, indem – auf deutsch – genau über diese Lebendigkeit gesprochen wird. Fichtes deutsche Zuhörer verstehen nicht nur seine deutschen *Reden*, sondern ineins damit, dass sie sie „lebendig" verstehen. Sie ragen damit aus allen anderen Völkern heraus, weil sie ihre Sprache in einem eminenten, ursprünglichen Sinn gebrauchen. Im Gegensatz zum Nationalstolz anderer Völker ist „deutsche Vaterlandsliebe" für sie kein toter Begriff, weil sie sein sinnliches Korrelat *hier und jetzt* erleben: dass sie sich im eminenten Sinn verstehen und verstehen, warum sie sich im eminenten Sinn verstehen. Sie haben ein natürliches Potential, das sie hier und jetzt verwirklichen. So wird die Banalität des gemeinsamen Sprachverstehens[89] zur Eminenz erhoben.[90]

Die Rede von der Krise ist nur eine scheinbare. Denn die Lösung der Krise ist *mit* der Diagnose, *ineins mit ihr*, schon gegeben: Wenn die Zuhörer die Diagnose verstehen, verstehen sie sie lebendig – und in diesem lebendigen Moment verstehen sie auch, warum *sie alle als Deutsche*, genau in diesem Moment des Verstehens, eminent sind. Sie können mit sich zufrieden sein. Die sich lebendig verstehende Gemeine darf unter sich bleiben. Fichtes Versprechen an die Mitglieder des deutschen Verstehensraums ist groß: dass sie die momentan einzigen Vertreter des „Men-

---

[88] In PG spricht Fichte von einer täuschungsfreien Kommunikation. Sie soll dann stattfinden können, wenn man das Prinzip der Wissenschaft „lebendig" erfasst hat; dann sollen die sprachlich formulierten Ableitungen aus diesem Prinzip auch ohne Verständnisschwierigkeiten mitgeteilt werden können: „[M]an kann das Princip der Wißenschaft nicht faßen, ohne es selber zu werden, denn wäre man es nicht geworden, so hätte man jenes Princip nur gedacht, d.h. es ertödtet, und in einem bloßen Schatten außer sich abgesezt. [...] Ohnerachtet man daher in Worten sich über das Princip nicht verständigen kann, so kann man doch über die Folgen deßelben sich sehr leicht verständigen; und die Uebereinstimmung in Worten kann hier durchaus nicht täuschen" (429). In den *Reden* gibt es keine Trennung zwischen „Princip" und „Ableitung" mehr: das lebendige Verständnis des Princips der deutschen Vaterlandsliebe ist *nichts anderes* als dass die Deutschen „sich sehr leicht verständigen" können.

[89] „Was dieselbe Sprache redet, das ist schon vor aller menschlichen Kunst vorher durch die bloße Natur mit einer Menge von unsichtbaren Banden aneinander geknüpft; es versteht sich untereinander, und ist fähig, sich immerfort klarer zu verständigen, es gehört zusammen, und ist natürlich Eins und ein unzertrennliches Ganzes." (R13, 460)

[90] Bei Oesterreich liest sich das so: „Dabei behandelt Fichte in den Reden an die deutsche Nation nicht explizit den Begriff der nationalen Selbstbestimmung. Er spricht nicht über sie, sondern er vollzieht sie und nimmt so persönlich teil am Prozeß nationaler Selbstwerdung." ((1996), 187) „Die *Reden* wollen nicht nur über die Theorie der Nation informieren, sondern duch die rhetorische Erweckung des nationalen Selbstbewußtseins die deutsche Nation als geistig-politische Überzeugungsgemeinschaft allererst erschaffen." ((1997), 978) Vgl. auch (1997), 976: „Durch die äußerste Mobilisierung aller geistigen und rhetorischen Mittel versuchen sie [i.e. die *Reden*], die scheinbar aussichtslose militärische, moralische und politische Niederlage der Deutschen zu überwinden." Vgl. schon Oesterreich (1992), 48, 51 f.; (1994), 155.

PhJb 2/04 / p. 411 / 28.7.

schengeschlechts“ seien. Gleichzeitig fordert es wenig von ihnen:[91] nur, dass sie sich an das alte verschüttete Leben als ihre wahre Bestimmung erinnern sollen. „[W]ir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche.“ (R12, 446)[92] Es genügt, dass die deutschen Zuhörer sich auf das besinnen, was sie schon sind: lebendig.

VIII.

Fichtes *Reden* sind dem eigenen Anspruch nach Krisenreden. Indem in der entscheidenden Krise des Lebens des deutschen Volkes über diese Krise geredet wird, ist auch schon der Ausweg aus ihr gewiesen: Rückbesinnung auf die Eminenz der eigenen Gemeinschaft. Hätte Fichte die Krisensituation, in der das deutsche Volk sich angeblich befindet, in den *Reden* historisch hinreichend bestimmt – nämlich als das ‚Jetzt‘ von 1807/8 –, hätten sich die *Reden* einer leichten aktualisierenden völkischen Rezeption gesperrt. Es ist vielleicht nicht das schlechteste Kriterium für ideologische Texte, dass sie das angeblich Drängende eines historischen Augenblicks so beschreiben, dass es keinen historischen Index hat: als Krise des Menschengeschlechts.[93]

Ein Text, der solche Aktualisierungen zulässt, darf nicht präzise historisch sein. Aber er darf auch nicht mit der Stimme der philosophia perennis sprechen. Sein Autor Fichte muss ‚weiterleben‘, muss die *Reden* auch in der jeweiligen Gegenwart halten. So wird die Differenz zwischen aktualen *Hörern* der Reden und ihren damaligen *Lesern*, die Fichte selbst schon einzuebnen versucht hatte,[94] noch einmal eingeebnet zugunsten der Evokation eines Stroms lebendiger deutscher Rede, die noch

---

[91] „Was von euch gefordert wird, ist nicht viel.“ (R14, 486)

[92] Vgl. R7, 375 und die Rede von der „Erziehung der Nation, deren bisheriges Leben erloschen und Zugabe eines fremden Lebens geworden, zu einem ganz neuen Leben“ (R1, 274). Deutlich PG: „Wie aber wäre es, wenn gerade dies die, der Menschheit im Deutschen zu allererst anzumuthende Bildung wäre, daß er, und zwar mit Besonnenheit, seinen Nationalcharakter [...] in dem, was in der ewigen Zeit jezt an der Tagesordnung ist, falls dieser Charakter etwa verlohren seyn sollte, wiederherstellte.“ (403) De Pascale (1991), 80 spricht von „Wiedergeburt“, vgl. 85: „wiederzuerwecken und zu potenzieren“.

[93] Vgl. Lübbe (1963), 204–206. Asmuth (2003) bezeichnet diesen Punkt – freilich zum Zweck der Verteidigung der Konzeption der *Reden* – genau: „Tatsächlich handelt es sich auch bei der Geschichtskonzeption der Reden um kulturell radikalisierte Gegenwartsinterpretation. [...] Von Geschichte, von der erfahrenen, der erzählten, der kontingenten Zeit, ist hier nichts mehr übrig geblieben, als der metaphysisch, aber beinahe tagespolitisch ausdifferenzierte Wendepunkt.“ (156)

[94] Fichte „wünschet, daß ein Teil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdrucke, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihm atme und an allen Orten deutsche Gemüter zu Entschluß und Tat entzünde“ (R1, 266); vgl. R8, 394 und v. a. R12, 448 f. „Möchte ich es vor euch mündlich können. Durch eure Blike wieder begeistert. So möge die gemeinsame Liebe den todten Buchstaben wieder erweken: die gemeinsame Gesinnung den Dollmetscher bei euch machen.“ „Zu den Reden an die Deutschen. –. Hätte ich euch so vor mir, versammelt, so möchte ich rechnen, daß ihr ergriffen würdet ja ⟨belebet⟩: euch im festen Vorsatze die Hand drüktet. Jetzt muß ich hindurch durch den todten Buchstaben. Aber belebt ihn unter euch in kleinen Zirkeln. Wiederholet da die Versammlung. ⟨Verbin⟩det euch da unter einander in festen Vorsätzen. // Setzet voraus, daß der andere ergriffen sey: daß er euer Betragen danach beurtheile.“ („Reden an die deutschen Krieger“, GA II/10, 81) Zum Problem der Kommunikation mit einem Publikum über den ge-

PhJb 2/04 / p. 412 / 28.7.

die jeweilige Gegenwart belebt: „Fichtes Reden an die deutsche Nation klingen noch heute dem Verstehenden, als wären sie an unsere Zeit gerichtet. Sie sind nicht vergangen, sondern leben, leben ein lebendigeres Leben als manche ‚neue Reden' an die Deutschen, die sich vermessen, sie ersetzen zu wollen. Ganz hat erst der Zusammenbruch [d. h. die deutsche Kapitulation von 1918] unser Ohr für diesen Klang der Reden geöffnet, ganz erfassen wir erst seitdem ihre gewaltige Gegenwartsbedeutung. Denn in tiefster Not des Vaterlandes sind sie gehalten, so klingen sie mit verwandten Tönen zu unserer Not herüber." So Max Wundt, Fichtekenner und Vordenker des Nationalsozialismus 1921.[95] Je mehr die immer noch wirkende Lebendigkeit der Fichteschen ‚Stimme' beschworen wird, desto kürzer werden die aktualisierenden Geleitworte. Die Reden werden Rufe.[96] 1943 erscheinen im „Zentralverlag der NSDAP" Johann Gottlieb Fichtes „Rufe an die deutsche Nation", ausgewählt von Hans Schmoldt – kein vollständiger Abdruck des Textes der *Reden*, sondern eine Auswahl, zusammen mit Zitaten aus anderen Schriften. „Fichte lebt im deutschen Volke fort als Verfasser der ‚Reden an die deutsche Nation', und als Mann, der in entscheidender Stunde zur Tat aufrief, gehört Fichte der deutschen Geschichte an. Die Philosophie ist bei ihm, der ständig mit dem Einsatz seiner ganzen Existenz philosophierte, ein Ausdruck seines politischen Wollens. Die Einheit von Gedanken und Taten möchte die Auswahl darstellen, von ihr aus möchte sie gelesen und als ein Ganzes verstanden werden."[97]

Neue Reden an das deutsche Volk wurden gehalten – und sie griffen in sein ‚Leben' ein. Der eminente deutsche Verstehensraum wurde real. „Das Hauptkennzeichen der neuen Gemeinschaftswirklichkeit besteht darin, dass sie subjektiv-persönlich *erlebt* wird. Vor allem ruht das Schwergewicht auf dem Gemeinschafts*erlebnis*, also mehr auf der subjektiven Seite der Realität Gemeinschaft."[98]

IX.

Mir kam es darauf an, an Fichtes *Reden* en détail einen performativen Rassismus zu zeigen, der, durch die Verbesserung des Menschengeschlechts geadelt, das mit sich zufriedene Kollektiv durch die Rede erzeugt: als Kollektiv mit besonderer Auf-

---

druckten Text vgl. La Vopa (2001), 116–118 („Unlike the face-to-face communication of a creation, print communication seemed to make for a kind of *impersonal* intimacy"), 289–291.

[95] *Fichtes Reden an die deutsche Nation. Im Auszug der Gegenwart vermittelt von Albert Buddecke, Oberst a. D. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Max Wundt*, Jena: Junkelmann 1921, 3. Berger (1921) veröffentlicht ein Blatt aus Fichtes Nachlass mit einer Passage aus der vierten Rede (322–324) – „es trifft sich, daß sein Text der berühmten Stelle über das Wesen der Sprache entstammt" (88) –, in der „sorgfältig mit roter Tinte Akzente und Betonungszeichen eingetragen [sind]". Sie sollen „die *harte Redeweise* des Mannes deutlich" machen (88). Denn „Fichte schreibt nicht eigentlich, sondern er *spricht*", und deshalb muss man einsehen, „daß man solche Hauptbücher *laut* lesen, sprechen muß, um sie ganz lebendig wirken zu lassen." (87) „Luther und Fichte muß man *laut* lesen." (88)

[96] Vgl. schon Fichte: „Ihnen [...] rufen diese Reden also zu [...]" (R14, 482).

[97] Johann Gottlieb Fichte, *Rufe an die deutsche Nation. Schriften und Reden ausgewählt von Hans Schmoldt*, Berlin: Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. 1943, 3.

[98] Günther (1935–6), 240.

PhJb 2/04 / p. 413 / 28.7.

gabe, das genau deswegen einen hermetischen Verstehensraum braucht, sich aus weltgeschichtlichen Gründen absondern muss. Die performative Erzeugung eines solchen abgesonderten Kollektivs durch die Erinnerung an dessen natürliche Fähigkeiten mit der Behauptung, kein anderes Kollektiv sei dazu wirklich fähig, ist – so meine Behauptung – eine Grundgeste der NS-Ideologie. Die Selbstbesinnung des deutschen Volkes im Akt der eminenten Selbstverständigung über seinen Status als „Volk schlechtweg“ im Moment der Krise der Menschheit mit dem Versprechen, *schon dadurch* den ersten Schritt zu ihrer Rettung getan zu haben[99] – dies macht die Faszination eines Rassismus aus, der keine Schwierigkeiten hat, gegen den ‚Pöbelrassismus‘ des unmaskierten Fremdenhasses vornehm zu tun.

LITERATUR

Asmuth, C. (2003), „Metaphysik und Historie bei J. G. Fichte“, in: *Fichte-Studien* 23, 129–143.

Berger, S. (1921), „Ein bisher unbekanntes Dokument zur Sprachform von Fichtes Reden an die deutsche Nation“, in: *Deutsche Revue* 46, 1. Bd., 87–90.

Burger, Rudolf/Klein, Hans-Dieter/Schrader, Wolfgang H. (Hgg.) (1996), *Gesellschaft, Staat, Nation*, Wien.

David, A. (1989), „Was heißt deutsch? (notes en marge du livre de Jules Vuillemin: *L'héritage kantien et la révolution copernicienne*)“, in: *Revue des Sciences Humaines* Nr. 213 [= H.1, 1989], 151–172.

De Pascale, C. (1991), „Der Primat Deutschlands bei Fichte“, in: *Fichte-Studien* 3, 68–85.

Edmondson, N. (1966), „The Fichte-Society. A chapter in Germany's Conservative Revolution“, in: *Journal of Modern History* 38, 161–180.

Ehrlich, A. (1977), *Fichte als Redner*, München.

Engelbrecht, H. C. (1933), *Johann Gottlieb Fichte. A study of his political writings with special reference to his nationalism*, New York.

Fischer, B. (1995), *Das Eigene und das Eigentliche: Klopstock, Herder, Fichte, Kleist. Episoden aus der Konstruktionsgeschichte nationaler Intentionalitäten*, Berlin.

Fuchs, E. (1996), „Spuren Fichteschen Denkens in der deutschen Nationalbewegung (1819–1871), in: Burger/Klein/Schrader (Hg.) (1996), 201–235.

Gebhardt, J. (1968), „Johann Gottlieb Fichte“, in: ders. (Hg.), *Die Revolution des Geistes*, München, 69–99.

Gross, R. (2000), *Carl Schmitt und die Juden. Eine deutsche Rechtslehre*, Frankfurt a.M.

Günther, H. R. G. (1935–6), „Philosophie der Gemeinschaft“, in: *Blätter für Deutsche Philosophie* 9, 235–249.

Hahn, K. (1990), „Die Idee der Nation als Implikat der Interpersonalitäts- und Geschichtstheorie“, in: *Fichte-Studien* 2, 20–26.

Hammacher, K. (1976), „Die Philosophie des deutschen Idealismus – Wilhelm von Humboldt und die preußische Reform. Ein Beitrag zum Problem von Theorie und Praxis“, in: ders. (Hg.), *Universalismus und Wissenschaft in Werk und Wirken der Brüder Humboldt*, Frankfurt a.M., 85–144.

– (1996), „Weltbürgertum und Deutschtum (freimaurerisches und nationales Denken) in Fichtes *Republik der Deutschen*“, in: ders., *Transzendentale Theorie und Praxis. Zugänge zu Fichte*, Amsterdam – Atlanta, 218–225.

Heinrichs, J. (1990), „Nationalsprache und Sprachnation. Zur Gegenwartsbedeutung von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*“, in: *Fichte-Studien* 2, 51–73.

Hennigfeld, J. (1990), „Fichte und Humboldt – Zur Frage der Nationalsprache“, in: *Fichte-Studien* 2, 37–50.

[99] Wenn Oesterreich (1997), 990 schreibt: „Daß die *Reden* derart nicht ein ungebrochenes nationales Selbstbewußtsein vorführen, sondern gerade auch seine Krise, haben die Rezipienten, die sie entweder als Verherrlichung deutschen Wesens feiern oder als übersteigerten Nationalismus verdammen, übersehen“, dann übersieht er, dass der extreme nationalistische Diskurs niemals ohne die Behauptung der entscheidenden Krise des eigenen Kollektivs auskommt. Vgl. Minogue (1967), 83; Sluga (1993), Kap. 3.

PhJb 2/04 / p. 414 / 28.7.

Herbert, U. (1996), *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn.
Hintikkaa, J. (1962), „Cogito, Ergo Sum: Inference or Performance?", in: *Philosophical Review* 71, 3–32.
Hoffmann, T. S. (1997), „Die *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* und das Problem der Sprache bei Fichte", in: *Fichte-Studien* 10, 17–33.
Janke, W. (1981), „Die Wörter ‚Sein' und ‚Ding' – Überlegungen zu Fichtes Philosophie der Sprache", in: Klaus Hammacher (Hg.), *Der transzendentale Gedanke. Die gegenwärtige Darstellung der Philosophie Fichtes*, Hamburg, 49–69.
– (1994), „Logos: Vernunft und Wort. Humboldts Weg zur Sprache und Fichtes Sprachabhandlungen", in: ders., *Entgegensetzungen. Studien zu Fichte-Konfrontationen von Rousseau bis Kierkegaard*, 23–45.
Klausnitzer, R. (2000), „Fallstudien als Instrument der interdisziplinären Wissenschaftsforschung. Am Beispiel der disziplinübergreifenden Rezeption des ‚Gestalt'-Konzepts in den 1930er/1940er Jahren", in: Jörg Schönert (Hg.), *Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung*, Stuttgart – Weimar, 209–256.
Körner, R. (1927), „Die Wirkung der Reden Fichtes", in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 40, 65–87.
La Vopa, A. (2001), *Fichte: The Self and the Calling of Philosophy, 1762–1799*, Cambridge, Mass.
Lauth, R. (1978), Einleitung in: J. G. Fichte, *Reden an die deutsche Nation*, Hamburg, IX–XLI.
– (1992), „Der letzte Grund von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*", in: *Fichte-Studien* 4, 197–230.
Lehmann, G. (1943), *Die deutsche Philosophie der Gegenwart*, Stuttgart.
Linares, Filadelfo (1972), *Der Philosoph und die Politik*, Meisenheim a. Gl.
Lübbe, H. (1963), *Politische Philosophie in Deutschland*, Basel – Stuttgart.
Maesschalck, M. (1996), *Droit et création sociale chez Fichte. Une philosophie moderne de l'action politique*, Louvain – Paris.
– (1996a), „Fichte et la question nationale", in: *Archives de Philosophie* 59, 355–380.
– (2000), *Réligion et identité culturelle chez Fichte*, Hildesheim.
Meier, H. (1940), „Über das Verhältnis der romanischen Sprachen zum Lateinischen", in: *Romanische Forschungen* 54, 165–171.
Meinecke, F. (1907), *Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates* (1907), München – Berlin 7. durchges. Aufl. 1928.
– (1908), „Fichte als nationaler Prophet" (1908), in: ders., *Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Historische und politische Aufsätze*, München – Berlin 1918, 134–149.
Mendlewitsch, D. (1988), *Volk und Heil. Vordenker des Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert*, Rheda-Wiedenbrück.
Metz, W. (1990), „Die Weltgeschichte beim späten Fichte", in: *Fichte-Studien* 1, 121–131.
Minogue, K. R. (1967), *Nationalismus* (1967), München 1970.
Nordalm, J. (1999), „Fichte und der ‚Geist von 1914'. Kulturgeschichtliche Aspekte eines Beispiels politischer Wirkung philosophischer Ideen in Deutschland", in: *Fichte-Studien* 15, 211–232.
Oesterreich, P. L. (1990), „Politische Philosophie oder Demagogie? Zur rhetorischen Metakritik von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*", in: *Fichte-Studien* 2, 74–88.
– (1992), „Aufforderung zur nationalen Selbstbestimmung. Fichtes Reden an die deutsche Nation", in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 46, 44–55.
– (1994), *Philosophen als politische Lehrer. Beispiele öffentlichen Vernunftgebrauchs*, Darmstadt.
– (1996), „Das dynamische Verhältnis von Kultur- und Staatsnation. Grundfiguren des politischen Denkens bei Fichte und Schelling", in: Burger/Klein/Schrader (Hgg.) (1996), 185–199.
– (1997) Kommentar in: Johann Gottlieb Fichte, *Schriften zur angewandten Philosophie*, hg. P. L. Oesterreich, Frankfurt a. M.
– (1997a), *Das gelehrte Absolute. Metaphysik und Rhetorik bei Kant, Fichte und Schelling*, Darmstadt.
– (1999), „Erfindung des Absoluten. Die Entdeckung des rhetorischen Geistes in der Metaphysik", in: *Rhetorik* 18, 114–127.
Pesch, R. (1982), *Die politische Philosophie Fichtes und ihre Rezeption im Nationalsozialismus*, Diss. Marburg.
Proctor, N. (1988), *Racial Hygiene. Medicine under the Nazis*, Cambridge, Mass. – London.
Radrizzani, I. (1990), „Ist Fichtes Modell des Kosmopolitismus pluralistisch?", in: *Fichte-Studien* 2, 7–19.
Schmidig, D. (1997), „Sprachliche Vermittlung philosophischer Einsichten nach Fichtes Frühphilosophie", in: *Fichte-Studien* 10, 1–15.

PhJb 2/04 / p. 415 / 28.7.

Schmidt, E. (1908), *Fichtes Reden an die deutsche Nation (Rede zum Geburtstag des Kaisers 27. 1. 1908),* Berlin.
Schmitt, C. (1932), *Der Begriff des Politischen* (1932), Berlin 1963.
Schottky, R. (1992), „Tagungsbericht [zu: *Reden an die deutsche Nation*, Ev. Akad. Tutzing 1991]“, in: *Fichte-Studien* 4, 231–234.
– (1996), „Fichtes Nation-Begriff 1806 bis 1813 – Innenspannung und Entwicklung“, in: Burger/Klein/Schrader (Hgg.) (1996), 159–184.
Schottlaender, Rudolf (1949), „Der Ursprung der Verbindung von Idealismus und Nationalismus bei Fichte“, in: *Philosophische Studien* 1 (1949), 413–418.
– (1962), „Kritische Bemerkungen zur Verbindung von Idealismus und Nationalismus bei Fichte“, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 11, 707–711.
Schrader, W. (1990), „Nation, Weltbürgertum und Synthesis der Geisterwelt“, in: *Fichte-Studien* 2, 27–36.
– (1996), „Zum Verhältnis von Staat und Nationen im Spätwerk J. G. Fichtes“, in: Burger/Klein/Schrader (Hgg.), (1996), 7–18.
Simoneit, M. (1936), *Wehr-Ethik. Abriß ihrer Probleme und Grundsätze*, Berlin.
Sluga, H. (1993), *Heidegger's crisis: philosophy and politics in Nazi Germany*, Cambridge, Mass.
Surber, J. P. (1996), *Language and German Idealism. Fichte's Linguistic Philosophy*, New Jersey.
– (1997), „Fichtes Sprachphilosophie und der Begriff einer Wissenschaftslehre“, in: *Fichte-Studien* 10, 35–49.
Tilitzki, C. (2002), *Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich*, Berlin.
Turbayne, C. M. (1962), *The Myth of Metaphor*, New Haven – London.
Verweyen, H. (1975), *Recht und Sittlichkeit in J. G. Fichtes Gesellschaftstheorie*, Freiburg – München.
Willms, B. (1967), *Die totale Freiheit. Fichtes politische Philosophie*, Köln – Opladen.
– (1986), *Idealismus und Nation. Zur politischen Rekonstruktion des politischen Selbstbewußtseins der Deutschen*, Paderborn u. a.

ABSTRACT

Gegen Interpretationen, die zwischen ‚Systematischem' und ‚Zeitbedingtem' in Fichtes „Reden“ unterscheiden und damit seinen Chauvinismus erträglich machen wollen, wird insbesondere an der vierten der „Reden“ zu zeigen versucht, dass deren Pointe in einem performativen Argument liegt: dass Fichte das ‚deutsche Volk' als einziges patriotisches, d. h. als eines, das zum Fortschritt des „Menschengeschlechts“ beitragen kann, dadurch auszeichnet, dass er die „Reden an die deutsche Nation“ wirklich hält. Diese Grundgeste der ‚Deutschtumsphilosophie' (Lübbe): die Erzeugung des sich absondernden Kollektivs durch den Vollzug genau der Eigenschaft, die es von anderen Kollektiven absondert, also deutsches Sprechen – macht den Fichte der „Reden“ zum Stammvater jedes gebildeten: unter dem Banner des „Menschengeschlechts“ auftretenden – Rassismus.

Against interpretations that distinguish between the 'systematic' and 'historical' in Fichte's "Speeches" in order to make his chauvinism tolerable, I would like to show, especially for the fourth of the "Speeches", that their essential point lies in a performative argument: By actually holding the "Speeches to the German Nation", Fichte distinguishes the 'German people' as the only patriotic people, i. e. as the only one capable of contributing to the progress of mankind. This fundamental gesture of 'Deutschtumsphilosophie' (Lübbe): the generation of a collective which isolates itself by enacting the very quality through which it is isolated from other collectives, namely by speaking German – makes the Fichte of the "Speeches" the progenitor of all forms of intellectual racism promoting ideas under the banner of mankind.